



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Rächerin aus Aibon

Frankreich F 6,00 / Italien L 1800 / Niederlande hfl 2,25 / Spanien P 150



Die Rächerin aus Aibon

John Sinclair Nr. 484

von Jason Dark

erschienen am 13.10.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Rächerin aus Aibon

Der Wetterbericht hatte bereits gewarnt!

Kalte und warme Luftmassen würden aufeinandertreffen und Kräfte freiwerden lassen, die sich einfach entladen mußten. Das Zentrum sah man über Groß-London voraus, und es war in dieser Jahreszeit nicht verwunderlich, daß es zu solchen Konstellationen kam, irgendwann mußte der Winter ja mal Abschied nehmen.

In diesem Jahr hatte er verdammt lange angedauert. Zu lange für die meisten.

Kalte und warme Luftmassen. Das gab Entladungen, das roch nach heftigen Frühjahrsgewittern und starken Regenfällen, vermischt mit Hagel und Schnee.

Auch Elliot Manetti hatte die Durchsagen im Radio mitbekommen. Er allerdings störte sich nicht daran. Als Vertreter einer deutschen Firma und jahrelang im Außendienst tätig, hatte er sich an Kummer gewöhnen müssen.

Manetti fuhr einen Opel Rekord, der mittlerweile auch schon zwei Jahre alt war und bald durch das neue Modell Omega ersetzt werden würde.

Manetti war in der Lebensmittelbranche tätig. Seine Firma stellte Säfte her, auch hochwertige Konserven und Extrakte. Das Geschäft lief nicht sehr gut, die Waren waren einfach zu teuer, aber in den Ballungsgebieten lief es noch.

Elliot Manetti mußte nach London. Dort hatte er einige Kunden, die er zu seinen Großabnehmern zählte. Bevor er allerdings in die Stadt fuhr, steuerte er einen Rastplatz am Rande des Motorways an und stellte seinen Rekord hinter einem Truck ab.

Manetti öffnete die Tür, setzte sich schräg und streckte die Beine aus. Vom Beifahrersitz hatte er seine Unterlagen geholt. Wind war aufgekommen. Er bog die dürren Arme des Wintergestrüpps, das vor Manetti aus dem grauen Boden wuchs.

Er blätterte seine Kundenliste auf, ging die Namen noch einmal durch und rechnete nach, daß er sich ungefähr vier Tage in London würde aufhalten müssen. Einen fünften wollte er noch dranhängen, da man ihm von der Zentrale eine kleine Liste neueröffneter Geschäfte mitgegeben hatte, die eventuell als Kunden in Betracht kämen.

Die Geschäfte kreuzte er sich auf dem Stadtplan an.

Der Wind nahm an Heftigkeit zu. Er wehte böig und hätte dem Vertreter die Straßenkarte fast aus den Händen gerissen.

Manetti sah ein, daß es keinen Sinn hatte und verstaute den Stadtplan im Handschuhfach. Er hörte Schritte und hob den Kopf an. Ein dunkelhaariger Mann im Overall schlenderte auf seinen Opel zu.

Der andere hatte sich vom Lastwagen gelöst und wollte wohl ein Schwätzchen halten. Neben der offenen Tür blieb er stehen und beugte sich vor.

»Hi, Mister, komisches Wetter, wie?«

»Das sagten sie im Wetterbericht auch.«

Der Fahrer stellte sich wieder normal hin und deutete gegen den Himmel. Anschließend beschrieb seine Hand einen Halbkreis. »Diese Luft ist wirklich komisch. So etwas habe ich in meiner langen Fahrpraxis kaum erlebt. Das läßt auf etwas schließen.«

»Ja, auf Gewitter.«
»Nicht nur das, Mister?«
Manetti schielte zu dem Fahrer hoch. »Wie meinen Sie das denn?«
»Weiß ich auch nicht. Jedenfalls habe ich ein komisches Gefühl. Wer so lange auf Achse ist wie ich, der kennt die Natur, obwohl ich meist in meiner Kabine sitze. Hier liegt etwas in der Luft, das kann ich Ihnen versprechen.«
Auch Manetti wollte sich bewegen und stieg aus. Er reckte sich, stützte sich anschließend am Wagendach ab und machte einige Kniebeugen. »Was liegt denn an?«
»Ein Unwetter. Sturm, Hagel, Blitzschlag, Donner.« Er schaute Manetti an. »Müssen Sie noch weiter fahren?«
Elliot hörte mit seiner Gymnastik auf. »Nur bis London«, erwiderte er leicht keuchend.
»Das schaffen Sie.«
»Ich packe es immer.«
»Falls die Böen Sie nicht von der Straße wehen. Das habe ich mal erlebt. War ein Fiat, glaube ich. Der wurde in die Planken geschleudert, daß es sich gewaschen hat.« Der Trucker warf einen abschätzenden Blick auf den Opel. »Na ja, der Wagen ist besser.«
Elliot Manetti ging einige Schritte vor, bis er den Gebüschstreifen erreicht hatte, der den Rastplatz von der normalen Fahrbahn trennte. Dort blieb er stehen und stemmte sich regelrecht in den Boden, um den unregelmäßig anwehenden Böen Paroli bieten zu können. Der Wind fuhr gierig durch seine Haare und wühlte sie auf. Er schnitt in sein Gesicht. Manchmal war er warm, dann wieder kälter.
Dieser Wechsel geschah innerhalb von Sekunden.
Auch der Trucker wollte nicht allein sein. Er stellte sich neben den Vertreter. »Na, auch besorgt?«
»Kaum.«
»Das sollten Sie aber. Schauen Sie sich mal die Luft an, Mister. Die ist nicht so wie sonst. Die ist ganz anders geworden.« Er schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das auch nicht. Manchmal habe ich den Eindruck, in Glas zu schauen. Ja, das ist es. Mir kommt die Luft vor, als wäre sie gläsern.«
Elliot erwiderte nichts. Er gab dem Mann jedoch im stillen recht. Die Luft hatte sich verändert. Sie war auf eine ungewöhnliche Art und Weise klar geworden. Hätte er jetzt auf der Spitze eines Berges gestanden, hätte seine Sicht Hunderte von Kilometern betragen. So aber schaute er nur über das brettflache Land hinweg, sah die hohen Wolken darüber, die mal hell und dann wieder dunkel waren, so daß sie sich scharf voneinander abgrenzten.
Dazwischen lag eben die Luft, von der der Trucker gesprochen hatte. Konturenscharf bedeckte sie das ebene Land. Wenn Wagen an ihnen

vorbeijagten, hatten beide Männer das Gefühl, als würden sie in eine Glaswand fahren.

Die Sonne war nicht zu sehen. Sie hielt sich hinter den Wolken versteckt. Nur ihr Widerschein war noch zu erkennen, und der leuchtete die dunklen Wolkenwände von der Rückseite her an, so daß sie deshalb so scharf konturiert wirkten.

Fröstelnd zog der Trucker die Schultern hoch.

»Was haben Sie?« fragte Manetti.

»Da passiert gleich was.«

»Und was könnte es sein?«

»Keine Ahnung. Ich habe das Gefühl, als hätte sich etwas über unsere Welt geschoben.«

Manetti lächelte. »Lesen Sie gern?«

»Auch.«

»Aber die falschen Romane, wie?«

»Nein, nein, das ist keine Science-fiction, auch wenn es sich so anhört.« Er räusperte sich. »Lauschen Sie mal Ihrer Stimme, wenn Sie sprechen. Haben Sie nicht auch den Eindruck, als würde sie sich völlig anders anhören als sonst?«

»Wie denn?«

»Hallender. Als würden Sie in einen Tunnel oder in einen Schacht sprechen. Sie reden leise und werden trotzdem lauter. Hier ist etwas im Gange, das sage ich Ihnen.«

»Wenn Sie sich aber so fürchten, weshalb fahren Sie dann nicht weiter?«

Der Trucker lachte. »Weil ich neugierig bin und alles mitbekommen will. Wahrscheinlich ist es schon zu spät, Mister. Auch Sie kommen hier nicht mehr weg. Mitgefangen, mitgehangen. Sie müssen hierbleiben, ob Sie es wollen oder nicht.«

»Mal sehen.« Manetti wollte nicht offen zugeben, daß ihn die Worte des Truckers beunruhigt hatten, aber es stimmte tatsächlich. Auch er war nervös geworden. Der Vergleich, als würden die Fahrzeuge durch Glas fahren, stimmte irgendwie. Sie fuhren in eine andere Welt, ohne allerdings langsamer zu werden.

Von einem Augenblick zum anderen schlief der Wind ein. Der Trucker merkte es zuerst, er schaute gegen den Himmel und stieß Manetti heftig an. »Da! Sehen Sie doch!«

»Was denn?«

»Der Himmel, Mensch. Blicken Sie mal nach oben. Der hat sich verändert. Das ist ein anderes Licht. Es ist so… so grün, so komisch. Ja, grün!« rief er plötzlich.

»Stimmt!« hauchte der Vertreter und fügte noch hinzu: »Das deutet kaum auf ein Gewitter hin. Wenigstens habe ich so etwas noch nie zuvor erlebt.«

»Sehr richtig.«

»Was ist es dann?«

»Der Beginn einer neuen Zeit.«

Manetti mußte lachen. »Wie kommen Sie denn darauf?«

»Wir erleben etwas völlig anderes, mein Lieber. Das sagt mir mein Gefühl. Eine neue Zeit ist angebrochen. Wir schauen in sie hinein. Dieses grüne Licht ist der Vorbote.«

»Und was kommt danach?«

Der Trucker schaute Elliot scharf an. »Vielleicht bekommen wir Besuch von einem anderen Stern!«

Manetti konnte nicht anders. Er mußte einfach lachen. »Besuch von einem anderen Stern«, prostete er. »Sie sind mir vielleicht einer. Ich glaube, daß Sie…«

»Und was ist das?« schrie der Fahrer plötzlich. »Da, mitten auf der Bahn! Himmel, das ist ja…«

Seine Stimme versagte.

Auch Manetti schaute hin. Er spürte plötzlich, wie das Blut aus seinem Gesicht wich. Was er dort auf der Autobahn sah, das durfte einfach nicht wahr sein. So etwas gehörte in das Reich der Fabel, aber er litt nicht unter Halluzinationen.

Es war echt.

Auf dem Motorway stand eine junge Frau im weißen Gewand und mit goldfarbenen Haaren. An ebenfalls goldenen Schnüren zog sie drei gläserne Särge hinter sich her…

***

Der Trucker sagte nichts, das Bild hatte ihn einfach sprachlos gemacht. Auch Manetti enthielt sich eines Kommentars. Er wischte nur über seine Stirn, zwinkerte mit den Augen, öffnete sie wieder und stellte fest, daß er sich nicht getäuscht hatte.

Die Gestalt mit den drei Särgen stand tatsächlich mitten auf der Fahrbahn. Es machte ihr nichts aus, daß von beiden Seiten Wagen heranrasten.

»Verdammt!« keuchte Manetti. »Man muß sie da wegholen. Wir können nicht zuschauen, wie…«

»Nichts machen Sie.« Der Trucker hieb eine Hand auf Elliots Schulter. »Wir bleiben hier.«

»Aber die Frau…«

»Ihr wird nichts passieren.«

»Woher wissen Sie das?«

»Sie ist nicht von hier. Die kommt aus einer anderen Welt, vielleicht von einem anderen Stern.«

»Das ist doch…« Das Wort Schwachsinn verschluckte Manetti. So schwachsinnig kam ihm die Szene plötzlich nicht mehr vor. Erwischt

worden war sie noch nicht. Zudem umwehte sie ein gläsern wirkendes grünes Licht wie ein Mantel. Es schien ihr Schutz zu geben, und sie ging gemächlich weiter, die drei gläsernen Särge dabei hinter sich herziehend. Ihr Ziel schien London zu sein, jedenfalls näherte sie sich der englischen Hauptstadt.

Ein Jaguar rollte auf sie zu. Der Fahrer hatte sie ebenfalls gesehen. Der dröhnende Klang seiner Hupe fetzte die Stille förmlich auseinander, doch die Goldhaarige kümmerte sich nicht darum, sie ging stur weiter.

Und der Wagen raste heran.

Vielleicht war der Fahrer verrückt, möglicherweise auch zu erschreckt, jedenfalls schaffte er es-nicht mehr, das Lenkrad herumzureißen. Mit seiner breiten und langen Kühlerschnauze jagte der Jaguar direkt in die Gestalt hinein - und hindurch.

Manetti war der Schrei auf den Lippen gestorben. Er konnte nicht fassen, was man ihm da präsentierte. Seine Augen waren groß geworden, und er schüttelte den Kopf.

Auch der Trucker schwieg. Aber er war bleich geworden, als hätte er sämtliches Blut aus seinem Gesicht verloren.

Der Jaguar hatte die Gestalt tatsächlich durchfahren, ohne sie von der Bahn zu holen.

Das war kaum zu fassen!

Schon rollte das nächste Fahrzeug heran. Dessen Fahrer wich mit radierenden Pneus aus, kam an der Gestalt vorbei, während der Mann im Jaguar plötzlich durchdrehte, scharf abbremste und dabei noch das Steuer verriß.

Der Sportwagen begann zu tänzeln. Erst glitt er nach rechts, dann auf die linke Seite, plötzlich drehte er sich noch, und seine Reifen hinterließen nicht nur schwarze Spuren auf dem Beton, auch ein schrilles Jaulen, das erst abriß, als der Wagen frontal in die Leitplanke krachte, die sich wie ein Halbkreis nach außen bog, aber zum Glück nicht riß.

Es war der Anfang vom Chaos.

Auch andere Fahrzeuge bremsten. Zwei kamen aus der Spur, rasierten ebenfalls die Leitplanke. Ein dritter Wagen drehte sich und kam in dem Chaos zum Stehen, wie die Frau mit den goldenen Haaren.

Die beiden Zeugen rührten sich nicht. So etwas hatten sie noch nie erlebt. Der Trucker schlug einige Kreuzzeichen schnell hintereinander und sprach vom Ende der Welt, während Manetti überhaupt keinen Ton hervorbrachte.

Die Fremde sah aus wie in einem Märchen. Vielleicht war sie auch eine Märchenfigur, nur lebte sie und schaffte es auch, Unglück zu bringen.

Schließlich waren sieben Wagen in den Unfall verwickelt, der trotz allem noch relativ günstig verlaufen war, denn ein Toter war zum Glück nicht zu beklagen.

Der Trucker flüsterte: »Kneif mich mal, verdammt. Ich… ich kann es nicht fassen.«

»Es stimmt aber.«

»Haben wir das alles erlebt?« Der Fahrer schüttelte den Kopf und schlug sich gegen die Stirn. »Ich habe es geahnt, das ist der Besuch vom anderen Stern…«

»Gar nichts ist das!« schrie Manetti, auf dessen Stirn kalter Schweiß lag. Er deutete nach vorn. »Da, schauen Sie doch. Sehen Sie noch etwas? Können Sie die Frau erkennen?«

»Nein… nicht mehr.«

»Genau, sie ist weg.«

»Und jetzt?«

»Es bleibt der Unfall, die Luft, das komische Wetter, aber keine Ursache für die Katastrophe auf dem Motorway. Ich werde noch wahnsinnig. Haben wir Halluzinationen?«

Der Trucker gab keine Antwort. Er starrte auf die Fahrbahn, wo die Wagen kreuz und quer standen.

Sie wurden von den Insassen verlassen. Die Leute verhielten sich unterschiedlich. Einige schrieen laut, andere wiederum schritten wie Schlafwandler um ihre Autos und schüttelten dabei die Köpfe.

Rechts und links staute sich der Verkehr. Es war zu keinen Auffahrunfällen gekommen.

»Und wir waren Zeugen!« flüsterte Manetti…

***

Amerika lag hinter mir, der Yeti ebenfalls, London hatte mich wieder, und hier warteten neue Aufgaben.

Das heißt, fast hatte mich die Heimat wieder, denn die Maschine der Pan Am befand sich noch im Landeanflug, was mich aber von meinen Gedanken nicht abhalten konnte.

Zum Glück regnete es nicht. Auch wenn ich die Luft draußen nicht riechen oder einatmen konnte, hatte ich doch den Eindruck, als hätte sich der Frühling endlich bequemt, den Winter zu vertreiben.

Die Luft war regenklar. Ich war fest davon überzeugt, daß in nächster Zeit die Wassersturzflut über London und Umgebung niedergehen würde.

Mit Suko hatte ich noch von den Staaten aus telefoniert. Die Probleme waren geblieben. Abbé Bloch befand sich noch immer in der Klinik. Er war aber sehr ungeduldig geworden. Trotz seiner Erblindung wollte er zurück nach Frankreich und sein Hauptquartier in Alet-les-Bains aufbauen, um von dort aus gegen die andere Gruppe

der Templer, die vom Kind-Dämon Baphometh geführt wurde, anzukämpfen.

Im Prinzip hatten wir nichts dagegen. Auch wir gehörten zu den Feinden, uns störte nur die Blindheit des Abbé. Sie war das große Hindernis für seine weiteren Aktivitäten und für seine Zukunft.

Was konnten wir tun?

Ich hatte während des langen Flugs Zeit genug gehabt, darüber nachzudenken. Eine konkrete Lösung war mir auch nicht eingefallen, obwohl sich in meinem Gehirn schon ein Plan aufbaute, der, das mußte ich ehrlich zugeben, mehr als verwegen war.

Wenn ich mit meinen Freunden darüber sprach, würde ich sicherlich auf Widerstand stoßen, aber eine andere Alternative, um den Abbé einigermaßen zu schützen, war mir nicht eingefallen.

Die Maschine landete. Neben und unter mir huschte bereits die Rollbahn vorbei. Ein graues Band, auf das die schweren Räder des Jets sehr bald aufsetzten.

Der Pilot war ein Meister seines Fachs. Er legte eine ruhige Landung hin, es gab kein Nachholpern mehr, und nicht nur ich gehörte zu den Passagieren, die aufatmeten.

Das war mal wieder geschafft!

Die Zeitverschiebung hatte ich gut überstanden und fühlte mich ziemlich frisch und bereit zu neuen Taten. Wir mußten das Problem Abbé Bloch endlich angehen und zu einer Lösung kommen. Noch am heutigen Tag wollte ich meinen Vorschlag unterbreiten.

Suko hatte mich erst abholen wollen, doch ich hatte darauf verzichtet. Ein Taxi war ebenso schnell.

Zehn Minuten später umgab mich der Trubel eines gewaltigen Airports. Ich gehörte zu den Leuten, die durch den Besitz des Sonderausweises in andere Kanäle geleitet wurden.

Zudem kannte ich einige Männer der Airport Police, so daß ich sehr rasch wieder vor einer der Hallen stand und auf die Reihe der Taxis zuschlenderte.

Den Koffer verstaute ich auf dem Rücksitz. Der Fahrer, ein grauhaariger Mann, erkundigte sich nach meinem Ziel.

»Scotland Yard.«

»Ja, Sir.« Er grinste etwas.

»Was haben Sie?« fragte ich.

»Eigentlich nicht viel. Ich erinnere mich nur an einen Kollegen. Er hatte vor gut zwei Wochen ebenfalls eine Fuhre zum Yard. Da passierten Dinge, die kaum glaubhaft waren. Von Zwergen ist er überfallen worden, sein Fahrgast aber wurde mit ihnen fertig.«

»Der Mann war ich!«

Plötzlich klappte der Mund des Drivers zu. »Ehrlich?«

»Ja.«

»Kann mir das gleiche passieren wie meinem Kollegen?«

»Kaum, denn die Zwerge existieren nicht mehr.«

»Das ist gut«, stöhnte er und rieb über seine Stirn. »Ich bin nicht unbedingt erpicht auf Abenteuer.«

»Das kann ich Ihnen nicht verdenken.«

Ich lehnte mich zurück und schloß die Augen. Der Driver bekam dies mit und verstand auch meine indirekte Botschaft. Ich war nicht für lange Gespräche aufgelegt, da ich selbst genug Probleme hatte und weiterhin darüber nachdachte, ob mein Plan tatsächlich so optimal war, wie er mir erschien.

Das würde sich alles noch herausstellen.

Die Strecke vom Airport bis nach London hinein kannte ich im Schlaf. Es war der Motorway 41, der auch innerhalb Londons noch als Autobahn lief. Suko würde im Büro auf mich warten, deshalb hatte ich darauf verzichtet, ihn vom Flughafen her anzurufen.

»Stört es Sie, wenn ich rauche?« fragte der Driver.

»Nein.«

»Danke.«

Er paffte ein furchtbares Zeug. Einen selbstgedrehten Glimmstengel. Der Tabak schien vom Bahndamm zu stammen.

Dann aber geschah es, und es traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel, weil ich überhaupt nicht mit einer solchen Reaktion gerechnet hatte.

Mein Kreuz löste sie aus!

Urplötzlich strahlte es eine Hitze ab, die sich über meine gesamte Brust ausbreitete. Ich schrie nicht auf, zuckte aber so heftig zusammen, daß selbst der Fahrer aufmerksam wurde.

»Was haben Sie, Sir?«

»Nichts«, erwiderte ich leise, »fahren Sie weiter.«

»Ist Ihnen nicht wohl? Sie sehen so blaß aus.«

»Das täuscht.« Ich lächelte ihm knapp zu und fühlte dabei nach meinem vor der Brust hängenden und durch die Kleidung verdeckten Kreuz. Natürlich, es war auch weiterhin vorhanden, aber ich wollte sehen, weshalb es diese Wärme ausgestrahlt hatte.

Vorsichtig zog ich die Kette hoch, und sehr bald schon lag es auf meiner Handfläche.

Der Driver rechts neben mir staunte nicht schlecht, enthielt sich aber eines Kommentars.

Das Kreuz hatte sich von der Form her nicht verändert, und doch glänzte das Silber nicht mehr so matt wie zuvor. Ein anderer Schein hatte sich dünn, wie gepinselt, darübergelegt.

Ein grüner Hauch…

Aibon?

Schon möglich, denn dieses geheimnisvolle Land zwischen Himmel und Hölle hatte uns in den letzten Wochen in London stark

beschäftigt. Auch die Zwerge hatten unmittelbar mit Aibon zu tun gehabt, und Baphometh wollte ebenfalls auf Aibon Einfluß gewinnen. Nicht ohne Grund hatte er versucht, sich mit dem mächtigen Druidenfürsten Guywano zu verbünden. Dem hatten Suko und ich allerdings einen Strich durch die Rechnung gemacht.

Jetzt spürte ich die Magie wieder. Sie war also noch vorhanden und schien sich wieder einmal auf mich und das während einer Taxifahrt zu konzentrieren.

Ich schaffte es nicht mehr, die Augen zu schließen und mich meinen Gedanken hinzugeben, von nun an war ich voll da.

Verändert hatte sich die Umgebung nicht, abgesehen von dem ungewöhnlich klaren Wetter. Es kam mir vor, als würde die gesamte Umgebung unter einer Glasglocke liegen, über die sich dunkle und helle Wolken türmten, wobei sie ein regelrechtes Gemälde bildeten.

Der Fahrer nahm plötzlich eine Hand vom Lenkrad und winkte ab. An der linken Seite stand ein Streifenwagen der Motorway Police. Auf seinem Dach blinkte eine Warnleuchte.

»Stau, auch das noch«, schimpfte der Driver und senkte die Geschwindigkeit.

»Kommt der öfter auf dieser Strecke vor?«

»Kaum, Sir.« Er hob die Schultern an. »Wenigstens nicht in dieser Gegend. Wenn die Wagen mal zum Stillstand kommen, dann eher innerhalb Londons. Das hier deutet auf einen Unfall hin. Da ist bestimmt jemand gerast. Nach all dem miesen Wetter und dem Frost fahren die Leute wieder wie verrückt.«

Das nahm ich ihm gern ab. Auch ich hatte schon ähnliche Situationen erlebt.

Schon sehr bald sahen wir das Stauende und rollten darauf zu. Hinter einem Kleinbus blieben wir stehen, und der Driver stellte den Motor ab. Der Bus war besetzt mit einer Musikgruppe. Sechs bunt gekleidete junge Leute stiegen aus. Vier Männer und zwei Mädchen. Auf die Heckseite des Wagens war der Name der Gruppe gepinselt. Sie nannten sich die »Flying Bottles«, die fliegenden Flaschen.

Auch ich blieb nicht länger im Wagen. Mein Fahrer gab die Meldung an die Zentrale ab.

Die Musiker schimpften über den Zeitverlust. Ihren Gesprächen entnahm ich, daß sie am Abend einen Auftritt hatten und sich den jetzt abschminken konnten.

Auf beiden Seiten der Fahrbahn hatte sich eine Schlange gebildet. Wenn ich über die Autodächer hinwegschaute, sah ich ziemlich weit entfernt die Lichter der Polizei- und der Krankenwagen blinken.

Ich hatte nicht als einziger den Wagen verlassen. Weiter vorn hatte es sich bereits herumgesprochen, was passiert war. Auch ich bekam einige Gesprächsfetzen mit.

Es hatte einen Massenunfall gegeben. Mehrere Wagen waren darin verwickelt. Der Motorway würde für mindestens eine Stunde noch gesperrt bleiben.

Da war leider nichts zu machen, und auch ich mußte mich in mein Schicksal fügen.

Der Unfall hatte meine Gedanken vom eigentlichen Problem, das mich beschäftigte, abgelenkt. Jetzt hatte ich Zeit, mich wieder darum zu kümmern, und ich dachte an die heftige Reaktion meines Kreuzes, das anschließend diesen grünen Schimmer bekommen hatte.

Ein Zeichen aus Aibon…

Waren die Zwerge doch nicht restlos ausgeschaltet worden? Kehrten sie unter Umständen zurück?

Auch das konnte ich mir nicht vorstellen. Möglicherweise hatten sie ein Erbe hinterlassen.

Ich stellte mich allein hin und versuchte, weitere Informationen aufzuschnappen.

Es war sowieso ein ungewöhnlicher Tag. Kalte und warme Luft tobten sich hoch über uns aus.

Wolken hatten sich gebildet. Manchmal fuhr wie ein wütender Stoß ein böiger Wind über die Fahrbahn und drückte meine Haare in die Höhe.

Die sehr klare Luft kam mir vor wie Glas. Auch Aibon besaß diese Atmosphäre. Klar und überdeutlich, angereichert mit Sauerstoff, so daß sie für einen Menschen gut zu atmen war.

Und Aibon hatte sich gemeldet.

Mein Kreuz blieb ruhig, die Umgebung war ansonsten völlig normal. Da standen die von den meisten Fahrern verlassenen Wagen, die Menschen unterhielten sich. Je nach Temperament schimpften sie oder nahmen den Stau gelassen hin.

Ich kletterte über die Leitplanke, übersprang auch einen Graben und schritt durch die feuchten Wiesen am Rand der Fahrbahn. Meine Hände hatte ich in die Jackentaschen geschoben und das Gesicht dem kühlenden Wind zugedreht.

Bretteben war die Gegend. Hoch darüber stand der mit Wolken übersäte Himmel. Hinzu kam die ungewöhnlich klare Luft, die auch den Schall der Stimmen trug.

Da »meldete« sich mein Kreuz!

Ich spürte wieder diesen warmen, fast heißen Energiestoß, der mich erreichte, blieb stehen und schaute mich um.

Es hatte sich nichts verändert Die Wagenschlange blockierte auch weiterhin den Motorway, die Lampen der Einsatzfahrzeuge blinkten, und doch war etwas anders geworden.

Nicht auf dem Motorway, sondern an seinem Rand, und genau dort, wo ich mich aufhielt.

Da sah ich eine Gestalt.

Es war eine goldhaarige junge Frau, die drei Särge hinter sich herzog…

***

Ich blieb bewegungslos stehen und dachte darüber nach, ob ich das Bild nur träumte oder es mir eingebildet hatte.

Nein, die junge Frau war vorhanden. Fast noch ein Mädchen, mit einem feingeschnittenen Gesicht, dunklen Augen, flimmerndem Goldhaar, einem langen weißen Gewand mit Schalkragen bekleidet und eben diese drei gläsernen Särge hinter sich herziehend.

War diese Gestalt echt?

Ja, obwohl sie mir vorkam wie gezeichnet, weil sie sich so scharf vom Boden abhob.

Ich suchte nach einem Vergleich. In der Literatur der verschiedensten Völker tauchten immer wieder Wesen auf, die ich unter dem Namen Engel kannte.

So ähnlich wirkte dieses Geschöpf vor mir. Wie ein Engel. So schön, so sauber, so unschuldig.

Aber dazu paßten keineswegs die drei gläsernen Särge, die sie hinter sich herzog. Sie waren leer, ich konnte hindurchschauen, und die Gestalt drehte plötzlich den Kopf, um mich anzusehen.

Ich hielt dem Blick stand.

Das Kreuz befand sich in meiner Hand. Plötzlich hatte ich das Gefühl, als wäre die Gestalt nur wegen mir erschienen, und ich tat ihr den Gefallen.

Ganz gemächlich ging ich auf sie zu.

Das fremdartig wirkende Mädchen bewegte sich nicht. Es blieb stehen und schaute mir entgegen.

Im Gegensatz zum Haar waren die Pupillen dunkel. Dies erkannte ich trotz der uns trennenden Distanz. Das Gesicht wirkte sehr blaß, aber auch feingliedrig, ebenso wie die Hände mit den langen Fingern, obwohl sie die Kraft besaßen, die nicht gerade leichten Särge hinter sich herzuziehen.

Eine ungewöhnliche Erscheinung. Nichts zum Fürchten, keine Angst ausströmend, dennoch eine gewisse Vorsicht. Wahrscheinlich lag der Grund in den drei Särgen zu suchen.

Noch waren sie leer. Ich konnte mir kaum vorstellen, daß dieses Mädchen mit leeren Särgen durch die Gegend ging. Sicherlich suchte sie Personen, die ihre gläsernen Totenkisten füllen sollten.

Sie wartete auf mich!

Das Kreuz hatte die grüne Farbe behalten. Ein Zeichen, daß uns Aibons Zauber berührte, und dieser Zauber strahlte tatsächlich die mir unbekannte Person ab.

Jetzt verstand ich auch das Vorhandensein der ungewöhnlich klaren Luft. Die Unbekannte hatte sie aus ihrem Reich mitgebracht, sie hüllte sie ein, sie war ein Stück Aibon, ebenso wie bei meinem vorletzten Fall, der mich in die Ruine und zu den Zwergen geführt hatte..

Ich ging nicht so weit auf sie zu, als daß ich sie hätte berühren können. Etwa drei Schritte vor ihr blieb ich stehen. Ihr Aussehen hatte sich nicht verändert, auch die Umgebung nicht. Ein Hindernis spürte ich nicht, nur diese Kühle, die mit der herrlichen Luft aus dem verwunschenen Land angereichert war.

»Wer bist du?« sprach ich sie an.

»Ich bin Jarveena.« Ihre Stimme klang wie ein leichtes Glockengeläut und erinnerte mich an etwas.

In Aibon waren die Elfen und Feen zu Hause. Die geheimnisvollen Sagen- und Märchengestalten hatten dort ihre Heimat gefunden, und Jarveena schien zu ihnen zu gehören.

»Kommst du aus Aibon?«

»Ja«, sagte sie. »Dieses Land hat mich geschickt.«

»Und was willst du in dieser Welt?«

»Meine Rache. Ich bin gekommen, um mich zu rächen. Ich werde sie mir holen.«

»Wen?«

»Sie haben meine Familie getötet und mich geschändet«, log sie, »und dafür werde ich mich rächen.«

»Wer tat das?« fragte ich.

»Ich werde sie finden«, erklärte sie mir und ging, ohne noch einmal von mir Notiz zu nehmen, einfach weiter. Sie drehte mir dabei den Rücken zu, schleifte ihre drei Särge weiter, aber ich vernahm kein Geräusch. Es blieb still.

Sie hatte mir ihre Botschaft übermittelt. Als Rächerin war sie erschienen. Nur fragte ich mich, wen sie in die Särge stecken wollte? Sie mußte mir noch die Namen nennen.

Ich lief ihr nach - und griff ins Leere, als ich sie anfassen wollte. Von einem Augenblick zum anderen war sie verschwunden, hatte sich aufgelöst wie ein Nebelstreif im Wind.

Dort, wo sie gestanden hatte, lag noch ein grünes Flimmern in der Luft, ein letztes Andenken an diese geheimnisvolle Person, die aussah wie ein Engel und dennoch Rachegelüsten frönen wollte.

Ich drehte mich wieder um und schritt zurück zu meinem Taxi, wo der Fahrer mich schon erwartete.

»Na?« fragte er, »wie war der Spaziergang?«

»Sehr gut.«

Er nickte in die Richtung, aus der ich gekommen war. »Ich weiß es nicht genau, aber kann es sein, daß dort auf dem Feld eine Person gestanden hat?«

»Wie meinen Sie das denn?« tat ich verwundert.
»Eine Frau, Sir. Ich glaube, dort eine Frau gesehen zu haben, die etwas hinter sich herzog.« Er verzog die schmalen Lippen. »Sie… sie sah aus wie ein Geist.«
»Nein, da müssen Sie sich irren, Mister, ich habe nichts gesehen. Außerdem, glauben Sie an Geister?«
»Eigentlich nicht. Aber ich habe ja von Ihnen gehört und daß man bei Ihnen Dinge erleben kann, die der normale Verstand nicht mehr erfaßt. Sie wissen schon…«
»Ja, ja, das ist mir klar.«
Der Mann merkte, daß ich keine große Lust verspürte, über dieses Thema zu diskutieren. Er schaute auf seine Uhr, hob die Schultern und meinte: »Lange kann es nicht mehr dauern, bis wir fahren.«
»Das will ich hoffen.«
»Ich auch. Mir geht einiges an Verdienst durch die Lappen, aber daran denken diese Raser ja nicht, die immer wieder Unfälle produzieren.« Er schimpfte noch eine Weile auf die blinden Autofahrer, doch ich hörte nicht hin.
Meine Gedanken drehten sich um das Mädchen. Es hatte sich Jarveena genannt. Ein ungewöhnlicher Name. Ebenso ungewöhnlich wie die Person selbst. Sie war mit einem Auftrag aus Aibon gekommen. Die drei gläsernen Särge sollten gefüllt werden - aber von wem?
Außerdem dachte ich darüber nach, weshalb sie gerade mir begegnet war. Für mich war dies kein Zufall. Sie mußte schon einen Grund gehabt haben. Sollte dies möglicherweise ein Aufruf zu einer indirekten Hilfestellung gewesen sein? Rechnen mußte ich mit allem. Besonders die Wesen aus dem Druidenparadies Aibon gingen ihre eigenen Wege. Ich war gespannt, was sich aus dieser Begegnung noch entwickeln würde.
Hinter mir hörte ich das Lachen des Fahrers und dann seinen erleichterten Ausspruch. »Na endlich, es geht weiter.«
Weit vor uns hatte sich die Blechlawine schon in Bewegung gesetzt. Die anderen Fahrer stiegen in ihre Autos, ließen aber noch nicht die Motoren an.
Nach weiteren zehn Minuten Wartezeit rollten auch wir an. Der Driver war sichtlich erleichtert. »So lange haben Sie bestimmt noch nicht von Heathrow nach London gebraucht - oder?«
»Das allerdings.«
Er nickte vor sich hin, schaute zweimal zu mir herüber und meinte dann: »Sie können ja sagen, was Sie wollen, Sir, aber ich habe tatsächlich dieses Mädchen auf dem Feld stehen sehen.«
»Wie Sie meinen…«

***

»Du kommst spät!« stellte Glenda Perkins zur Begrüßung fest, als ich das Vorzimmer betrat.

»Ja, du kommst spät«, sagte auch Suko, der in der offenen Tür zu unserem gemeinsamen Büro lehnte.

»Und das nicht ohne Grund«, sagte ich.

»Erst einmal herzlich willkommen, John.« Glenda umarmte mich und drückte mir auf jede Wange einen Kuß. Dann sagte sie: »Ich habe mal auf der Karte nachgeschaut. Muß ja ein tolles Urlaubsgebiet gewesen sein, wo du dich aufgehalten hast.«

»Ja, Urlaub mit einem Yeti.«

»Und den hat es tatsächlich gegeben?« fragte Suko.

»Bis ich ihn erschießen mußte. Nur deshalb konnte ich das Leben einiger Menschen retten.«

»Und den Kaffee hast du nicht vermißt?« fragte Glenda.

»Doch, ich warte darauf.«

»Okay, ich koche frischen.«

Glenda sah schick aus. Sie trug einen knallgelben, schon dünneren Pullover und einen engen schwarzen Cordrock. Beide Kleidungsstücke betonten ihre Figur.

Ich ging in das Büro, zog meine Jacke aus und war froh, mich wieder auf den Schreibtischstuhl fallen lassen zu können. Auch Suko merkte mir das Gefühl an.

»Es tut gut, wie?«

»Das kannst du wohl sagen.«

»Und jetzt?«

»Habe ich erst einmal die Nase vom Ausland voll. Wenigstens vom weit entfernten.«

»Kann ich verstehen. Selbst vom Flughafen kommt man nicht ohne weiteres fort. Ich hörte von dem Stau.«

»Ach.« Ich lehnte mich zurück und legte die Beine auf den Schreibtisch. »Wo denn? Im Radio?«

»Nein, wir bekamen eine Meldung. Es war die übliche Routine, aber ich wurde stutzig.«

»Weshalb?«

»Der Unfall, in den mehrere Wagen verwickelt gewesen waren, ist durch ein ungewöhnliches Ereignis ausgelöst worden. Jemand will auf der Fahrbahn eine Gestalt gesehen haben, die drei Särge hinter sich herzog. Es war eine junge Frau oder ein Mädchen mit goldfarbenen Haaren und…«

»Der Zeuge hatte recht«, unterbrach ich meinen Freund, bevor er mir das erklären konnte, was ich ebenfalls gesehen hatte.

Suko schaute mich an. »Wie kommst du darauf? Hast du sie ebenfalls gesehen?«

»Ja, als ich im Stau stand. Auf einmal war sie da. Sie sah so aus, wie

der Zeuge sie dir beschrieben hat. Sehr zart, hübsch, und sie besitzt tatsächlich goldenes Haar.«

»Wie ist es mit den drei Särgen?«

»Sie zog sie hinter sich her.«

Suko runzelte die Stirn. »Da scheint mir etwas im Gang gekommen zu sein, auf das wir gefaßt sein müssen. Weißt du mehr?«

»Sie heißt Jarveena und stammt aus Aibon. Sie ist gekommen, um sich zu rächen.«

»An uns?«

»Nein, das glaube ich nicht. Sie sucht die Personen, die angeblich ihre Familie getötet und sie geschändet haben sollen. Das jedenfalls berichtete sie mir.«

»Dann mußt du schon auf einem sehr vertrauten Fuße mit ihr gestanden haben.«

Ich hob die Schultern. »Nein, nicht so vertraut. Sie antwortete nur auf meine Fragen.«

»Aber mitkommen wollte sie nicht?«

»Nein, als ich sie anfassen wollte, da verschwand sie plötzlich. Du kennst das ja. Sie löste sich so schnell auf, als hätte es sie nie zuvor gegeben.«

Suko dachte einen Moment nach. »Und du weißt auch nicht, wen sie suchte?«

»Nein.«

»Das ist seltsam.« Er beugte sich vor. »Kann es mit den Zwergen zusammenhängen?«

Ich nahm meine Beine vom Schreibtisch, weil Glenda das Büro betrat. Sie hatte für Suko einen Tee aufgebrüht und stellte beide Tassen vor uns auf die Unterlage.

Ich trank erst einen Schluck, bevor ich auf Sukos Frage näher einging. »Das habe ich mich natürlich auch gefragt, aber ich sehe keine Verbindung zwischen den beiden Fällen.«

»Ja, sicher, das kann sein.« Er hob die Schultern. »Es ist seltsam, daß in der letzten Zeit Aibon immer mehr ins Rampenlicht tritt. Findest du nicht auch?«

»Nicht nur Aibon, auch die Templer.«

»Klar, die Allianz zwischen beiden, die zum Glück gestoppt worden ist. Wieso ist diese Jarveena so plötzlich erschienen? Kann es damit zusammenhängen, daß Aibons Magie in unsere Welt gespült worden ist. Ich denke da an das zerstörte Haus.«

»Daran habe ich auch gedacht. Jarveena wird den Sog ausgenutzt haben. So etwas kommt ja nicht oft vor.«

»Aber weshalb zeigt sie sich erst jetzt? Sie hätte viel früher kommen und…«

»Möglicherweise wollte sie so lange warten, bis ich wieder in London

bin.«
»Eingebildet bist du nicht, wie?« grinste mein Freund.
»Wieso? Kann doch sein.«
»Ja, das schon. Wir müssen es jedenfalls im Auge behalten.«
Glenda hatte das Büro nicht verlassen. Sie stemmte beide Arme in die Hüften und fragte: »Sagt mal, wovon redet ihr eigentlich? Ich höre nur Jarveena und Aibon. Was soll das alles?«
»Dabei geht es nur um den Stau«, sagte Suko.
»Den auf dem Motorway?«
»So ist es«, sagte ich.
»Jetzt verstehe ich gar nichts mehr«, gab sie zu.
»Durch den Stau sind wir praktisch in einen neuen Fall hineingerutscht«, erklärte ich.
Glenda war gut informiert worden. Sie schaute Suko an. »Dann haben diese Zeugen also nicht gelogen?«
»Es scheint so.«
Sie strich durch ihr schwarzes Haar. »Das ist ja ein Ding. Ich hätte fast gewettet, daß die Männer sich die Bilder, von denen sie sprachen, eingebildet haben.«
Ich trank wieder und freute mich über den herrlichen Geschmack.
»Möchtest du noch eine zweite Tasse, John?«
»Später, Glenda. Aber weiter im Text. Wir müssen also damit rechnen, daß ein Mädchen aus Aibon mit drei gläsernen Särgen hier durch London streift. Ich bin gespannt, ob sie ihr Ziel erreicht.«
»Wenn man nur wüßte, wen sie sucht.« Suko ärgerte sich und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Hat sie wirklich keine Andeutungen in diese Richtung gemacht?«
»Nein, das sagte ich schon.«
»Dann können wir nur darauf hoffen, daß sie noch gesehen wird. Oder willst du Patrouille fahren?«
»Ich kann mir etwas Besseres vorstellen. Außerdem quälen uns andere Probleme.«
»Abbé Bloch«, nahm Suko den Faden sofort auf.
»Ja.«
Mein Freund zog die Stirn kraus, und Glenda Perkins atmete neben mir sehr laut und deutlich. »Ja, John, da sagst du etwas. Der gute Abbé ist zum Problem geworden. Er will einfach nicht mehr länger in London bleiben und zurück nach Frankreich, was irgendwie verständlich ist. Aber wie lösen wir das Transportproblem?«
»Mit dem Flugzeug.«
»Das ist mir klar. Nur ist der Abbé völlig hilflos, obwohl er das nicht zugeben will und der Ansicht ist, daß sich auch ein Blinder verteidigen kann. Zwar mit anderen Waffen, aber immerhin.«
Ich schnickte mit den Fingern. »Waffen, Suko, ist genau das

Stichwort. Wir müssen ihm eine Waffe geben, die ihn schützt.«

Mein Freund nickte. »Sehr richtig. Seine Silbermaske existiert nicht mehr. Drückst du ihm eine Beretta in die Hand, so kann er damit auch nicht viel anfangen, weil er den Gegner ja nicht sieht.«

»Das weiß ich alles.«

»Und trotzdem hast du an eine Waffe für ihn gedacht?« fragte diesmal Glenda.

»Ja, das habe ich.«

»Welche denn?«

Jetzt kam es darauf an. Ich war gespannt, wie Glenda und Suko auf meinen Plan reagierten, den ich mir während meiner Reise durch intensives Überlegen zurechtgelegt hatte.

»Los, rede schon, John!« drängte Suko.

»Ich dachte da an einen bestimmten Schutz und gleichzeitig an eine Waffe. An den Würfel des Unheils oder Heils…«

***

Jetzt war es heraus, und mir waren die Worte nicht leichtgefallen. Suko blieb unbeweglich sitzen.

Glenda bekam große Augen und schüttelte leicht den Kopf.

»Das kann doch nicht dein Ernst sein, John«, sagte sie flüsternd.

»Doch, das ist mein Ernst.«

»Aber du kannst doch nicht den Würfel abgeben.«

»Weshalb nicht?«

»Weil er uns gehört«, erklärte Suko.

»Ja, das stimmt. Er befindet sich in den Panzerschränken tief unter der Erde.«

»Dort ist er relativ sicher. Selbst der Spuk hat ihn da nicht rausgeholt. Wenn der Abbé den Würfel besitzt, wird der Spuk freie Bahn haben und sein Ziel erreichen. Das sage ich euch.«

»Daran habe ich natürlich auch gedacht.«

»Und deshalb werden wir uns deinen Plan abschminken können«, sagte Suko.

»Nein!« erwiderte ich lakonisch.

Suko schaute Glenda an und schüttelte den Kopf. »Mädchen, jetzt wird er ganz verrückt.«

»Das Gefühl habe ich auch.«

Ich legte wieder die Beine hoch, während Glenda auf dem Besucherstuhl ihren Platz fand. »Aber ich nicht.«

»Das mußt du uns erklären«, sagte der Inspektor.

»Nichts leichter als das. Ich frage mich, ob der Spuk überhaupt noch Interesse an dem Würfel besitzt.«

»Natürlich«, sagte Glenda.

»Was macht dich so sicher?«

»Keine Ahnung. Einfach vom Gefühl her.«
»Nichts gegen Gefühle, aber sie können täuschen.«
»Wie kommst du denn darauf, John?« wollte Suko wissen.
Ich zündete mir eine Zigarette an und sprach die ersten Worte. »Auf dem Flug hatte ich genügend Zeit, nachzudenken. Es hat sich einiges getan, die Fronten sind zwar nicht so klar, wie ich es mir gern wünschte, aber sie haben sich verschoben. Meines Erachtens hat alles damit angefangen, daß die Großen Alten damals vernichtet wurden.«
»Bis auf den Spuk«, sagte Suko.
»Selbstredend. Nur hat er keine Rückendeckung mehr, verstehst du das? Er steht ziemlich allein. Vielleicht kann er sich auch nicht entscheiden, zu welcher Seite er tendieren soll. Überlegt mal. Er hat sogar einige Tropfen vom Trank des Vergessens abgegeben, als es gegen Magico ging. Das hat mich nachdenklich werden lassen. Ist er überhaupt noch daran interessiert, den Würfel zu bekommen?«
»Davon bin ich fest überzeugt«, erklärte Suko.
»Weshalb?«
»Der Spuk und die Hölle sind Todfeinde.«
»Nein, sie akzeptieren sich. Sie passen aufeinander auf und würden erst zusammenprallen, wenn die eine Seite ihr Gebiet zu stark ausweitet und in den unmittelbaren Machtbereich des anderen gerät. So sehe ich die Lage momentan.«
»Breitet sich die Hölle denn nicht aus, John? Ich denke nicht nur an Asmodis, auch an die anderen beiden wie Baphometh und Beelzebub. Aus diesen dreien setzt sich schließlich Luzifer zusammen. Das ewig Böse gewinnt an Einfluß, und für mich ist es auch das greifbar Böse. Mit dem anderen kann ich nicht so recht etwas anfangen.«
»Wie meinst du das?«
»Es ist nicht so faßbar. Es ist versteckt und verstrickt in Mythen und Legenden, aber der Teufel ist existent, er zeigt sich und nicht nur in seiner Dimension, die manche Hölle nennen.«
»Und das würde dich nicht daran hindern, den Würfel aus der Hand zu geben und dabei das Risiko einzugehen, daß der Spuk ihn unter Umständen bekommen könnte?«
»So ist es.«
»Da denke ich anders. Wenn wir es dem Spuk leichter machen, könnte er sich auf eine gewisse Art und Weise erkenntlich zeigen, wie ich finde.«
»John, ich bitte dich.« Suko sprach den Satz in einem vorwurfsvollen Ton. »Nicht so, Dankbarkeit von einem Dämon. Wo kannst du das denn erwarten?«
»Dankbarkeit ist es nicht. Aber denk mal nach. Abbé Bloch führt die Templer an. Der Würfel ist ebenfalls wichtig für ihn. Durch ihn bin ich schließlich an Hector de Valois geraten. Ihr erinnert euch, also, es

mich in das späte Mittelalter verschlug und ich gegen Diablita und wir gemeinsam gegen ihr Phantom-Kommando kämpften. Er ist Anführer der Templer, nicht ich bin es. Durch den Würfel kann er unter Umständen Erfolge erreichen, die uns verwehrt sind.«

Suko senkte den Kopf. »Ich weiß nicht so recht. Überzeugt hast du mich jedenfalls nicht.«

»Mich auch nicht«, sagte Glenda.

»Das konnte ich auch nicht verlangen. Ich wollte euch nur einen Denkanstoß geben.« Ich schaute erst Glenda, dann Suko an. »Es muß einfach etwas geschehen. Der Abbé kann und will nicht hier in London bleiben, was ich auch verstehe. Wir sollten da wirklich einmal über den eigenen Schatten springen. Die Zeit, uns intensiv mit den Geheimnissen des Würfels zu beschäftigen, haben wir leider nicht. Der Abbé wäre dafür der richtige Mann. Er kann den Würfel aktivieren, kann sich um seine Kräfte kümmern und einiges an Informationen aus ihm herausholen, nicht zuletzt auch über den Dunklen Gral.«

Suko wischte über sein Gesicht und schüttelte dabei den Kopf. »Du machst es einem nicht leicht, John.«

»Das weiß ich.«

»Und was würde Sir James dazu sagen?« fragte Glenda.

»Wozu würde ich etwas sagen?«

Wir alle hörten die Stimme unseres Chefs und drehten uns um. Sir James war gekommen, ohne daß wir ihn bemerkt hatten. Er stand plötzlich an der Tür und nickte uns zu. »Ich hörte bereits, John, daß Sie sich wieder in London befinden. Anscheinend gibt es schon die ersten Probleme.«

Ich war aufgestanden. »Probleme ist zuviel gesagt, Sir, aber wir bereden etwas.«

»Welches Thema?«

»Es geht um den Würfel.«

Der Superintendent rückte seine Brille zurecht und lächelte knapp. »Ein heißes Eisen.«

»Sogar sehr heiß«, sagte Suko.

»Was hatten Sie vorgeschlagen, John?«

Noch einmal legte ich meinen Plan offen und sah das bedenkliche Gesicht unseres Chefs. »Das ist ein sehr riskantes Unternehmen, John«, erklärte er, »Sie wissen das?«

»Natürlich.«

»Dennoch gehen Sie das Risiko ein?«

»Ja.« Ich nickte heftig. »Es muß etwas geschehen, Sir. Wir können nicht immer in der Defensive bleiben und müssen ebenfalls offensiv vorgehen. Abbé Bloch ist ein Problem. Er braucht aber nicht weiter ein Problem zu bleiben, wenn er den Würfel besitzt und ihn für seine Zwecke einsetzen kann.«

»Vertrauen Sie ihm denn?«
»Hundertprozentig.«
»Aber dem Spuk weniger.«
»Das stimmt.«
»Trotzdem bereiten Sie ihm indirekt eine solche Offerte? Ist das nicht ein Widerspruch?«
»Ja, es sieht so aus. Aber ich habe schon erklärt, daß sich die Fronten verschoben haben. Ich glaube nicht, daß der Spuk uns so gegenübersteht, wie noch vor einigen Jahren. Als absoluter Todfeind. Vielleicht kann es sogar zu einer Einigung zwischen dem Abbé und dem Gestaltlosen kommen.«
»Denken Sie an einen Tausch des Würfels zwischen den beiden?«
»So ungefähr.«
Suko lachte auf. »Nein, das kann ich nicht glauben. Das kriege ich in meinen Kopf nicht rein. Tut mir leid…«
»Es ist riskant, John.«
»Sir, das weiß ich.«
»Und wenn es danebengeht?«
Ich holte tief Luft und hob dabei die Augenbrauen an. »Müßte ich wohl die volle Verantwortung übernehmen.«
»Das sehe ich auch so.«
»Aber lassen wir das einmal dahingestellt sein, Sir. Käme der Spuk, wenn er wollte, nicht jetzt auch an den Würfel heran? Er hätte doch die Möglichkeiten.«
»Das weiß ich nicht.«
»Aber ich gehe davon aus.«
»Er hat es nicht so direkt getan. Außerdem besitzt er den ersten Würfel.«
»Den er nicht einsetzen kann, weil der zweite die Kraft des ersten aufheben würde.«
»Stimmt.«
Sir James nickte. »Es ist schwer für mich, da eine Entscheidung zu treffen. Ich möchte mich zunächst einmal herauswinden. Wäre es nicht besser, wenn Sie den Abbé persönlich fragen, was er von Ihrem Vorschlag hält, John?«
»Das sowieso. Nur hatte ich eigentlich vor, ihn schon vor vollendete Tatsachen zu stellen.«
»Wie sähen die aus?«
»Indem wir den Würfel mitnehmen.«
Sir James schaute nicht nur Suko und mich an, auch Glenda. Die beiden waren sich einig und hoben die Schultern.
Ich aber nickte.
Sir James hob die Schultern. »All right, John, ich gebe mich geschlagen. Machen Sie es so, wie Sie es für richtig halten.«

»Danke, Sir.«

»Wenn das nur gutgeht«, murmelte Suko und schaute finster zu Boden…

***

Ein anderes zeitloses Land - Aibon!

Paradies der Druiden, Hoffnung für viele, entstanden am Beginn der Zeiten, als die Trennung zwischen Gut und Böse durchgeführt wurde. Leuchtendes Vorbild für die Druiden auf Erden, Sammelbecken für Feen, Elfen, Trolle, Zwerge. Für geheimnisvolle Engel, die auf Pferderücken dahinritten und sich »Trooping Fairies« nannten. Blond, schön und doch so wachsam.

Wie auch Jarveena…

Sie war in die Kaste der Fairies aufgenommen worden, von denen schon der große Dichter Shakespeare berichtet hatte, denn ihm war es ebenfalls vergönnt gewesen, einen Blick in das geheimnisvolle Druiden-Paradies zu werfen.

In Aibon, wo der rote Ryan seine Melodie flötete, wo das Rad der Zeit stand und Ariel, der Luftgeist, den Himmel beherrschte, war alles anders. Es war so einfach und gleichzeitig so vielschichtig, so daß es nur wenige Menschen begreifen konnten.

Die wenigen, die es schafften, mußten schon dem alten Druiden-Zauber Glauben schenken und auch die entsprechenden Beschwörungen kennen, um einen Blick in das Land hineinwerfen zu dürfen.

Aibon - ein Paradies mit zwei Seiten. Es gab die böse, die unheimliche, die grausame, die kalte Seite, wo ein Mächtiger das Zepter seiner grausamen Herrschaft schwang.

Guywano!

Er konnte es nicht überwinden, daß ihm nur die Hälfte des Reiches untertan war, und er setzte alles daran, um auch die zweite Hälfte unter seine Knute zu zwingen.

Dabei benötigte er Helfer, die er sich suchte. Nicht allein in Aibon. Auf der normalen Welt gab es Menschen, die noch den alten Überlieferungen glaubten und die Kultur der Druiden übernommen hatten.

Guywano fand immer wieder diese Menschen und schaffte es, sich mit ihnen in Kontakt zu setzen.

Dann war es ein Leichtes für ihn, sie von seinen Plänen zu überzeugen.

Der böse Druiden-Zauberer schmiedete permanent finstere Pläne. Er gab sich nie zufrieden, wenn er einmal ein Ziel erreicht hatte. Sofort danach steuerte er das nächste an. Es gab auch Zeiten, wo er zwei, drei Pläne gleichzeitig durchführte.

Und wieder hatte er für seinen neuen Plan Menschen gesucht und auch gefunden.

Es waren drei Männer.

Sie lebten normal in der großen Stadt London, aber sie wußten von der alten Druiden-Magie, die über Hunderte von Jahren nichts von ihrer Kraft eingebüßt hatte und besonders in der letzten Zeit immer wieder aktiviert wurde.

Das konnte Guywano nur recht sein. Er war eine Gestalt, die menschlich aussah, geübt im Ränkespiel und ein Meister der Intrige. Oft genug schickte er andere vor, um seine finsteren Pläne durchzuführen. Das wollte er auch mit seinen drei neuen Helfern so halten.

Er zeigte sich ihnen, sprach vom gelobten Land Aibon und machte sie zu seinen Sklaven, denen eine große Belohnung winken würde, wenn sie seine Pläne verwirklichten.

Die Männer erklärten sich bereit.

Guywano gab daraufhin Einzelheiten bekannt. Und die waren leicht auf einen Nenner zu bringen.

Sie lautete MORD!

Mord an drei Personen, die auf einem Gebiet lebten, das Guywano unbedingt besitzen wollte. Sie existierten an der Grenze zwischen den beiden Reichen, die Aibon teilten, aber sie gehörten noch zu denen, die sich zu den Gelobten des Landes zählten.

Nicht weit entfernt von ihrem Wohnsitz begann die graue, karstige und abweisende Einöde.

Es waren schon ungewöhnliche Menschen, die sich hier ihre Heimat errichtet hatten. Ein Mann und eine Frau, aber anders als Menschen. Ihre Haut besaß den grünen Aibon-Ton, doch sie war sehr durchsichtig, wie eine helle Geleemasse, so konnten dem Betrachter die feinen Adern auffallen, die den Körper durchzogen. Sie waren dunkler als die Haut und mit Aibon-Blut gefüllt.

Noch etwas unterschied die Personen von den Menschen. Im Land der Legenden war all das zu einer Tatsache geworden, über das die Menschen sich an langen Abenden erzählten.

So auch bei diesem Paar.

Beide besaßen Flügel, kunstvolle Gebilde, die aus sehr feinem Glas hergestellt zu sein schienen.

Und sie hatten eine Tochter.

Jarveena war sie von ihren Eltern genannt worden. Einfeenhaftes Wesen mit langem Goldhaar, das besondere Eigenschaften besaß und deshalb zu den »Trooping Fairies« berufen worden war.

Ihre Eltern konnten stolz darauf sein, denn die »Trooping Fairies« waren so etwas wie die Soldaten des Landes, die auch die Grenzen zum anderen Teil hin zu schützen hatten.

Aber sie konnten nicht überall sein, und das Böse lauerte immer. Guywano hielt seine Finger ausgestreckt, ließ die Helfer wie Marionetten tanzen und lauerte stets auf eine günstige Gelegenheit.

So wie an diesem Tag.

Schon lange war ihm das Ehepaar mit seiner Tochter Jarveena ein Dorn im Auge. Er wollte ihr Land besitzen, um seinen Einfluß weiter ausbauen zu können.

Dazu mußten die drei sterben.

Nicht durch seine Hand, er hielt sich zurück. Es waren die Menschen, die der alten, aber negativen Druiden-Kultur frönten und von Guywano als Diener übernommen worden waren.

Aber auch als gedungene Mörder!

Und sie lauerten.

Den Wechsel in die andere Welt hatten sie nicht nur ausgezeichnet überstanden, sie fühlten sich sogar wohler als auf der Erde. Aibon war als das Paradies bezeichnet worden, und so kam es ihnen auch vor. Sie befanden sich auf der anderen Seite des Landes, auf der guten, der positiven, und eigentlich wäre ihr Auftrag aus ihrem Gedächtnis gelöscht worden, aber da war noch Guywanos Einfluß. Seine bösen Gedankenströme erinnerten die drei Männer wieder daran, was sie ihrem Herrn und Meister versprochen hatten.

Und so warteten sie.

Sie wußten, daß ihnen die drei Menschen überlegen waren. Die Flügel auf ihren Rücken würden sie wegtragen, aber da hatten sie vorgesorgt. Zwischen den Bäumen waren hauchdünne Netze gespannt worden, in denen sich die Opfer verfangen sollten.

Das Haus lag in einer kleinen Mulde. Umgeben war es von saftigen Wiesen, nicht weit entfernt wuchsen Bäume mit hohen Kronen in den Himmel, und das Haus selbst wurde ebenfalls von Bäumen mit ausladenden Zweigen und Ästen sowie hohen Farnen geschützt, die es auf der normalen Welt nicht gab.

Die drei hatten Zeit. Sie lauerten an den unterschiedlichsten Stellen und hatten sich getarnt. Über ihnen schwebten die kaum sichtbaren Netze. Wenn die drei Personen herbeiflogen, würden sie die Netze nicht erkennen können, denn sie hoben sich aufgrund ihrer Farbe vom Grün der Landschaft nicht ab.

Es verging Zeit.

In Aibon kannte man keine Jahreszeiten. Es herrschte eigentlich immer Frühling. Keine eisige Kälte überzog den positiven Teil des gelobten Landes, aber auch keine drückende Hitze. Die Luft war wunderbar rein.

Für Guywano, das Böse, war es nicht einfach, in den positiven Teil des Landes zu gehen. Er wurde gezwungen, Hindernissen auszuweichen und auch weißmagischen Fallen zu entgehen, die von

den Bewohnern aufgebaut worden waren.

Anders seine Diener. Sie besaßen, wenn er ihnen den Rücken stärkte, freien Zutritt.

Noch warteten die Mörder!

Aber sie brauchten nicht mehr lange auf der Lauer zu liegen, denn sie kamen.

Zu sehen waren sie nicht, nur zu spüren und zu hören. Ein leises Summen am Himmel, als wären Engel dabei, einen Choral zu singen. Aber niemand sang, sie bewegten nur ihre Flügel, um in die Mulde hineinzufliegen, in der das Haus lag.

Wo aber auch die Netze gespannt waren.

Darin verfingen sie sich.

Aus dem Flug wurde ein Sturz, ein verzweifeltes Bemühen, es dennoch zu schaffen. Sie schwangen ihre Flügel. Für Momente tauchten die gläsern wirkenden Schwingen über dem Grün der Bäume auf. Wie sie sich flatterhaft bewegten, ließ auf eine gewisse Hilflosigkeit schließen. Ja, sie waren hilflos. Die feingesponnenen Netze hielten sie umfangen wie Fische.

Die langen Bänder waren ebenfalls nicht zu sehen. Doch drei Mörder wußten genau, wo sie zu ziehen hatten.

Sie rissen gleichzeitig daran.

Blitzschnell zogen sich die Netze zusammen. Von drei Seiten kamen sie, bildeten ein Oval, in dem die beiden Aibon-Bewohner krumm wie sich duckende Würmer gefangen waren.

Aus - vorbei…

»Kappen!« Es war Lester Conway, der Anführer, der diesen Befehl gab. Sie holten die Messer hervor und schnitten die Leinen durch. Das Netz fiel zu Boden und mit ihm sein Inhalt.

Zwei Flügelmenschen, die keine Chance mehr sahen, sich zu befreien, denn sie schafften es nicht, die feinen, aber sehr harten Maschen zu zerreißen.

Die Mörder näherten sich von drei verschiedenen Seiten. Sie gingen langsam, als wollten sie jeden ihrer Schritte auskosten. Von den schmächtig wirkenden Gefangenen mit der so andersartigen Haut wurden sie gesehen, und in den Augen der beiden stand schon sehr bald das Wissen um das, was geschehen würde.

Eine Chance hatten sie nicht!

Die Killer kreisten sie ein. Sie blickten sich an. Ein diabolisches Grinsen zeichnete ihre Lippen.

Lester Conway gab den Befehl durch ein knappes Nicken. Gemeinsam zogen sie ihre Waffen.

Sie hatten sie von Guywano bekommen. Es waren lange, grüne Stäbe, die vorn nicht spitz zuliefen, doch wer in Aibon lebte, wußte genau, was diese Waffen zu bedeuten hatten.

Sie waren absolut tödlich!

Die Frau schrie, als sie den Menschen sah, der sich zu ihr herabbeugte. Sie hatte den Mund weit aufgerissen, dennoch drang ein nur wehender Laut über ihre Lippen.

Der Mann umfaßte sie. Er umarmte die Person, die er liebte, und die er nicht mehr retten konnte.

Sie starben fast gleichzeitig, denn die Mörder hatten nicht daran gedacht, ihnen eine Chance zu lassen.

Dann schauten sie sich gegenseitig an, grinsten- wieder, und einer von ihnen, er hieß Zack Adler, wischte über seine Stirn. »War da nicht noch etwas?« fragte er mit rauher Stimme.

»Ja, die Tochter«, sagte Tom Sullivan, der dritte im Bunde. Er schaute sich um, sah aber niemanden.

»Sie hätte bei ihren Eltern sein sollen«, flüsterte Conway.

»Guywano muß sich geirrt haben.«

»Und jetzt?«

Conway war der Chef. Er sollte entscheiden. Sein Schulterzucken sagte alles. »Wir werden verschwinden, Freunde. Vielleicht holen wir uns die Kleine beim nächsten Ausflug.« Er ballte die Hand und hob den Arm mit der Faust. »Eines ist sicher. Wir haben unsere Eintrittskarte nach Aibon gelöst.«

»Und wie«, fügte Sullivan hinzu.

Sie gingen wieder. Und sie gingen dorthin, wo sie erwartet wurden. Zu einem großen Felsen, dessen Gestein bräunlich schimmerte, bis er plötzlich eine andere Farbe annahm, als die drei Männer mit ihren Stäben gegen den Felsen schlugen.

Da begann er zu leben. Eine unwiderstehliche Kraft saugte die drei Killer in das Gestein hinein, in dem der furchtbare Geist des Druiden-Zauberers Guywano wohnte.

Er schaffte sie wieder zurück in ihre Welt…

Trauer durchflutete sie! Trauer und Schmerz, der Tränen in ihre Augen drückte, die anschließend wie blasse Glasperlen an ihren bleichen Wangen entlangliefen.

Sie war später gekommen, einfach zu spät, und sie hatte ihre Eltern nur tot gesehen.

Ermordet, gewaltsam aus einem friedlichen Leben gerissen, das sie bis jetzt geführt hatten.

Sie lagen vor ihnen am Boden. Das Netz war zerschnitten. Ihre Körper sahen anders aus, als, hätte jemand Glas eingeschmolzen. Es gab nur noch Klumpen.

Keine Flügel oder Adern, einfach nichts, was an sie erinnert hätte. Nur die Vernichtung.

Wie lange Jarveena starr vor den Toten gesessen hatte, wußte sie nicht zu sagen. Der Wind wehte in ihr Gesicht, es wurde Nacht, und

die war in Aibon sehr dunkel.
Noch immer wehte der Wind.
Diesmal schärfer. Er war nicht mehr das geheimnisvolle Flüstern, diesmal brachte er eine andere Botschaft mit.
Eine Botschaft, die von Ariel, dem Luftgeist, getragen wurde. Er berichtete dem Mädchen von der Untat.
»Es waren Menschen, Jarveena, Menschen!«
Jarveena aber reckte ihr tränennasses Gesicht dem Himmel entgegen und fragte: »Wo sind sie…?«
»In ihrer Welt.«
»Dann muß ich dorthin!«
»Nicht jetzt, Jarveena. Laß dir Zeit, denn das ist dein Vorteil den Menschen gegenüber…«

***

Wir waren in die »Yard-Unterwelt« gefahren und hatten den Würfel geholt. »Schau ihn dir noch einmal an«, sagte Suko. »Bald wirst du ihn nicht mehr sehen.«
»Traurig?« fragte ich.
»Und ängstlich.«
»Weshalb?«
»Versteh das, John.« Suko wand sich ein wenig bei der Antwort. »Es kommt mir vor wie der Abschied von einem alten Freund. Wenn ich den Würfel aus der Hand gebe, das tun wir ja jetzt, haben wir eine Waffe weniger.«
»Wir sind auch ohne ihn gut ausgekommen. Ich bin der Ansicht, daß der Abbé ihn besser gebrauchen kann.«
Suko hob nur die Schultern. Er war auch nicht davon überzeugt, als wir vor dem Krankenhaus stoppten. Wieder einmal, mußte ich sagen. In dem Gebäude vor uns hatte sich schließlich einiges abgespielt. Es hatte begonnen mit dem unheimlichen Mordengel von London, einem doppelten Zombie, den wir hatten erledigen können.
Der Abbé lebte, nur das war wichtig.
Man kannte uns, und wir wurden ohne Aufenthalt zu dem Blinden durchgelassen.
Soeben verließ eine Schwester sein Zimmer. »Ja, Monsieur«, rief sie über die Schulter zurück, »ich werde es dem Doktor sagen.« Dabei schüttelte sie den Kopf.
»Was wollen Sie ihm sagen?« fragte ich.
Sie winkte ab. »Nichts Besonderes, auch das kennen Sie ja.« Die Schwester hielt uns die Tür auf, so daß wir eintreten konnten. Suko ging vor mir, ich schaute über seine Schulter hinweg und sah, daß sich der Abbé im Bett aufrichtete.
»Zwei Personen kommen«, begrüßte er uns. »Suko erkenne ich am

Schritt. Der andere müßte demnach…«

»Ja, ich bin es.«

»John!« Er verzog die Lippen zu einem freudigen Lächeln. »Du bist also wieder aus den Staaten zurück.«

»Ja, das bin ich.«

»Und hast du es ohne Verletzung überstanden?«

»Auch das.« Ich ließ mich auf der Bettkante nieder und umfaßte seine beiden Hände zur Begrüßung.

Der Abbé trug keinen Verband mehr. Man hatte ihm eine dunkle Brille gegeben. Neben dem Bett sah ich einen Blindenstock. Er würde jetzt sein Begleiter sein.

Auch Suko begrüßte den französischen Freund, der sich anschließend an mich wandte. »Du schaust dich um, John, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Tja, das ist alles neu. Sowohl für mich als auch für dich. Ich habe meinen Stock schon bekommen. Fehlt mir nur noch der Hund. Vielleicht lege ich mir einen zu, wenn ich wieder in Frankreich bin.«

»Womit wir beim Thema wären.«

»Das ist gut, denn ich halte es allmählich hier im Bett nicht mehr aus. Das Personal ist ja ganz nett, aber die Wochen hier zu verbringen, macht keinen Spaß. Wann kann ich fahren?«

»Moment mal, so schnell geht es nicht.«

»Suko«, beschwerte sich der Blinde über mich. »Was sagst du dazu? Kann ich das hinnehmen?«

»Das mußt du wohl.«

»Ihr macht mich noch fertig, wißt ihr das? Aber ich sehe ja ein, daß ihr keine Zeit für mich habt. Ich habe bereits mit Freunden telefoniert und warte nur auf Antwort.«

»Was wolltest du von ihnen?« fragte ich.

»Ganz einfach. Sie sollen kommen und mich abholen. Mehr will ich nicht. Allein zu reisen, wäre doch zu riskant. Eure Zeit möchte ich nicht unbedingt stehlen.«

»Das hat mit stehlen nichts zu tun, mein Lieber«, wehrte ich ab. »Wir werden dich wohl begleiten, zumindest einer von uns, falls der andere verhindert sein sollte, aber wir haben momentan wieder einen neuen Fall am Hals, den wir erst aufklären möchten.«

»Kann ich verstehen, John. Du mußt auch mich begreifen. Bei mir drängt es. Ich habe lange genug im Krankenhaus gelegen. Das muß dir doch auch klar sein.«

»Ist es.«

»Na bitte.«

»Wir sind aber nicht nur gekommen, um mit dir über deine Rückreise zu sprechen«, sagte Suko. Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und die Beine übereinandergeschlagen.

»Sondern?«
»Wir haben dir etwas mitgebracht.«
»Soll ich raten?« fragte der Abbé.
Suko lachte. »Das wirst du nie erraten.«
Ich packte den Würfel inzwischen aus. Wir hatten ihn in einen kleinen Karton gelegt. Behutsam hob ich den Deckel ab und schob meine Hände in den Karton. Von zwei Seiten umfaßte ich den Würfel und behielt ihn zwischen meinen Händen.
Der Abbé war unruhig geworden. Er bewegte seine Handflächen auf der Decke hin und her, und seine Lippen zuckten dabei. »Es ist etwas ganz Besonderes«, flüsterte er. »Ja, ihr habt mir nicht nur ein Geschenk mitgebracht, das muß etwas sein, das ich…«
»Wir haben…«
»Nein, John, nicht.« Er hob einen Arm. »Ich werde versuchen, es herauszufinden. Laß mich, das muß ich machen. Du hattest damals recht. Ich bin blind geworden und um meine Augen haben sich Kränze aus Narben gebildet. Aber es gibt andere Dinge, die versucht haben, dies auszugleichen. Fühlen, hören, tasten, erfassen, das ist es, was doch so zählt«, erklärte er uns. »Denkt nur an die schwarze Wolke, die ich sah und die vor einer drohenden Gefahr warnte. Das alles kommt zusammen, weißt du? Ich werde versuchen, eure Gabe einzukatalogisieren.«
»Bitte.«
Der Abbé konzentrierte sich. Er hielt den Kopf dabei gesenkt, als würde er den Würfel genau sehen können. Auf seiner hohen Stirn hatten sich Falten gebildet. Das graue Haar lag wohlgescheitelt auf dem Kopf. Die Tage im Krankenhaus hatten ihn älter werden lassen. Ein schweres Schicksal hinterläßt bei jedem Menschen Spuren.
»Es ist kein normales Geschenk«, flüsterte er, »wie man es sonst zu einem Kranken mitbringt. Es muß etwas Großartiges sein, das spüre ich. Es hat eine Beziehung zu mir. Ich kann es erfassen.« Er bewegte beim Sprechen kaum die Lippen. Wir vernahmen seine Worte nur mehr als Flüstern. »Die Gabe besitzt eine Ausstrahlung, Sie ist wie ein Feuer. Nur strahlt sie keine Hitze aus, dafür etwas anderes. Ich möchte sagen, etwas Wunderbares, das mir Hoffnung geben kann. Ist dem so?«
»Das kann sein«, erwiderte ich.
»Man kann es nicht einfach kaufen«, sprach der Abbé weiter. »Vielleicht hat es euch gehört, und ihr habt euch von ihm getrennt. Habe ich recht? Komme ich der Lösung näher?«
»Du kommst!«
Suko schaute mich an und nickte. Auch er war überrascht, wie nahe der Abbé der Wahrheit schon gekommen war.
»Es hat nicht unmittelbar mit mir zu tun«, flüsterte der Franzose.

Seine Hände bewegten sich jetzt noch schneller über die Decke. »Aber ich könnte von ihm profitieren. Stimmt es?«

»Du hast recht.«

»Das freut mich. Das freut mich wirklich. Es wird mir eine Hilfe sein. Vielleicht kann mich dieses Geschenk auch zu anderen Ufern führen.«

»Ich streite es nicht ab«, sagte ich.

Der Abbé nickte. Mit der linken Hand griff er an den Brillenbügel, ohne die dunkle Brille allerdings abzunehmen. Er dachte weiter nach und schüttelte plötzlich den Kopf. »Nein«, sagte er. »Es tut mir leid.« Seine Stimme wurde brüchig. »Es ist so nah, aber ich kann es beim besten Willen nicht erfassen. Vielleicht später einmal, wenn ich es gelernt habe, meine Sinne zu kontrollieren und sie exakt einzusetzen. Heute bin ich einfach zu schwach.« Er hob die Schultern und wirkte plötzlich ausgebrannt auf uns.

Ich wollte ihn auch nicht länger quälen und sagte: »Ich werde dir unser Geschenk jetzt geben, Abbé.«

»Ja, ich warte.« Er schob seine beiden Hände vor. Der Raum zwischen ihnen war groß genug, um den Würfel hineinschieben zu können, was ich auch gern tat.

Bloch griff zu. Er tat es sehr vorsichtig, als hätte er Angst davor, etwas zu zerbrechen. Die Handflächen schob er über die Seiten des Würfels. Wir schauten zu und sahen, daß er zusammenzuckte, bevor er seine Hände härter gegen das Geschenk preßte. Dabei hob er den Kopf so an, als wollte er uns in die Augen sehen.

»Was ist das?« flüsterte er.

»Kannst du es nicht ertasten?« stellte Suko die Gegenfrage.

»Schon, aber es ist so ungewöhnlich. Ich könnte meinen, daß es sich dabei um einen Würfel handelt.«

»Du hast recht.«

Der Abbé schüttelte den Kopf. Wir schwiegen, und die Spannung stand zwischen uns wie eine Wand. »Aber es muß ein besonderer Würfel sein. Das ist kein normaler. Ich habe das Gefühl, als würde von ihm etwas ausgehen, das mich mitten in meine Seele trifft. Versteht ihr?«

»Sicher«, antwortete ich. »Aber gib nicht auf, versuche es weiter, mein Freund.«

»Natürlich.«

Er tastete den Würfel genau ab. Seine Hände fuhren an den Flächen hoch, wieder hinab. Er hob ihn an, legte die Handfläche unter den Würfel, strich mit seiner Fläche über die obere Kante und verzog die Lippen zu einem breiten Lächeln. »Das muß etwas Besonderes sein, Freunde. Ich spüre, daß der Würfel lebt.«

»Das stimmt, Abbé«, erklärte ich ihm. »Aber ist dir bei dem Begriff Würfel nichts aufgefallen?«

Er zögerte einen Moment mit der Erwiderung. »Ja, schon«, sagte er leise. »Mir ist tatsächlich etwas aufgefallen. Habt ihr den Würfel nicht des öfteren erwähnt?«

»Natürlich.«

»Dann ist er es!« rief er plötzlich. »Dann ist euer Geschenk der Würfel des Unheils!«

***

»Oder des Heils«, fügte ich hinzu. »Den Würfel des Unheils besitzt ein anderer, der Spuk.«

Ich wußte nicht, ob mich der Abbé verstanden hatte. Zumindest hatte er mich gehört, denn er nickte, obwohl sein Gesicht dabei einen geistesabwesenden Ausdruck angenommen hatte. Er mußte sich räuspern, um die Sprache wiederzufinden. »Was… was soll ich dazu sagen?« fragte er leise. »Was, bitte?«

»Nichts«, erwiderte ich. »Nimm den Würfel und betrachte ihn als ein Geschenk von uns.«

Bloch schüttelte den Kopf. »Nein, das ist mehr als ein Geschenk«, erwiderte er, »viel mehr. Das ist… das kann ich kaum annehmen, wirklich nicht…«

Suko legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Du mußt es aber, mein Freund…«

Der Abbé zögerte. Er drückte seinen Kopf nach hinten, als wollte er gegen die Decke schauen. Sein Gesicht zuckte. Besonders stark bewegten sich dabei die Mundwinkel. In seinem Innern tobte ein Orkan an Gefühlen. Er konnte sie nicht mehr unter Kontrolle bekommen, und plötzlich sahen wir Tränen an seinen Wangen herabrinnen.

Vielleicht hatte er sich zu lange beherrschen müssen. Und dieses Unterdrücken klappte nicht immer.

Er mußte sich einfach Luft verschaffen und den Tränen freien Lauf lassen.

Bei ihm kam vieles zusammen. Den Ausschlag schließlich haben wir gegeben.

Wir ließen ihn in Ruhe. Suko nickte mir zu und deutete auf die Tür. Vielleicht war es besser, wenn wir ihn allein ließen. »Wir kommen gleich wieder«, sagte der Inspektor, als er sich von der Bettkante in die Höhe drückte.

Der Abbé nahm dies kaum zur Kenntnis. Er schien in anderen Welten zu schweben, bewegte seine Lippen, doch ein Wort drang nicht mehr hervor. Wir verließen auf leisen Sohlen den Raum.

Auf dem Gang blieben wir stehen, Suko sagte: »Meine Güte, er war überwältigt.«

»Das stimmt.«

»Haben wir alles richtig gemacht?« fragte Suko.

»Ich glaube schon. Er wird mit dem Würfel möglicherweise mehr anfangen können als wir.«

»Mittlerweile bin ich auch davon überzeugt.«

Ich schaute zu Boden und schüttelte dabei den Kopf. »Wie er es aufgenommen hat, das ist mir jetzt noch unverständlich. Er muß etwas gespürt oder geahnt haben, verstehst du? Diese Aufwallung von Gefühlen hätte ich ihm kaum zugetraut.«

»Du warst einige Male weg, John, aber der Mann hat schrecklich gelitten in dieser Zeit.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Suko lächelte schmerzlich. »Der Würfel«, sagte er und räusperte sich, »ich habe mal gedacht, daß er mir Shao zurückbringt, aber…« Er sprach nicht mehr weiter und starrte die Wand an. »Es hat nicht geklappt, das weißt du selbst.«

»Ja.«

»Aber sie wird kommen«, flüsterte mein Freund. »Ich spüre einfach, daß sie kommen muß. Und dieses Gefühl verstärkt sich von Tag zu Tag. Ich kann nichts dagegen machen.«

»Hoffentlich hast du recht.«

»Das wünsche ich mir.«

Ich deutete auf die Tür. »Sollen wir wieder hineingehen?«

»Meinetwegen.«

Suko betrat den Raum vor mir. Der Abbé saß noch immer. Den Würfel hielt er fest.

Mit spröde klingender Stimme flüsterte er: »Kommt ruhig näher, ich… ich bitte euch.«

Wir nahmen wieder unsere alten Plätze ein. Mir lagen Fragen auf der Zunge, aber der Abbé wollte wohl keine Antworten geben, denn er wehrte schon im voraus ab.

»Sagt jetzt bitte nichts. Ich muß erst nachdenken und will euch auch etwas zeigen.«

Wir dachten, daß es etwas mit dem Würfel zu tun haben könnte, aber wir irrten uns. Der Abbé hob seine rechte Hand und griff zum Bügel der Brille.

Sehr langsam nahm er sie ab. Zum erstenmal würden wir sein gesamtes Gesicht nach der Operation sehen - und erschraken.

Abbé Bloch hatte sich verändert. Die Operation war nicht spurlos an ihm vorübergegangen.

Seine Haut wirkte bis direkt unter die Augen sehr straff. Dann begann ein Kranz von Narben, die rötlich schimmerten. Die Haut sah noch ein wenig blutig aus, als wäre sie nicht richtig verheilt.

Außerdem hatte sie sich zusammengezogen, als wollte sie die beiden Augen des Blinden einengen.

Wir ließen uns die Überraschungen nicht anmerken, aber der Abbé lachte leise auf. »Weshalb sagt ihr nichts?« fragte er flüsternd. »Hat euch mein Anblick zu sehr erschreckt?«

Ich wußte, daß er eine Antwort wollte und gab sie ihm auch. »Nicht direkt erschreckt, wir waren einfach überrascht. Außerdem konnten wir uns denken, was uns erwartet.«

Da hatte ich nicht einmal gelogen. Es waren seine Augen, die besonders auffielen. Die Pupillen erschreckten mich. Es war ihre unnatürliche Weiße, zudem schienen sie verdreht in den Augenhöhlen zu liegen, so daß es aussah, als würde der Abbé schielen.

Er atmete jetzt schwerer. »Ja«, flüsterte er. »Ja, schaut mich nur richtig an. Vor euch liegt ein halber Mensch. Die andere Seite hat es geschafft, ihn kaputtzumachen.« Er hob den linken Arm, um ihn wieder fallen zu lassen. »Habe ich dieses Geschenk verdient? Ich, ein Krüppel?«

»Das bist du nicht.«

»Doch, Suko, ich sehe mich so.«

Ich mußte meinen Freund unterstützen. »Haben nicht auch sogenannte Krüppel es immer wieder geschafft, Zeichen zu setzen? Gibt es nicht Menschen, die trotz oder gerade wegen ihrer körperlichen Gebrechen Berge versetzt haben?«

»John, du hast gut reden. Du bist gesund, du besitzt deine Sinne. Im Gegensatz zu mir.«

»Könnte dir der Würfel nicht helfen?«

Ich hatte die Sprache bewußt auf das Thema gebracht, um ihn abzulenken. Das schaffte ich auch.

»Der Würfel«, wiederholte er. »Du hast mir viel über ihn erzählt. Er ist ein Orakel, ein Machtfaktor. Er kann Verbindungen herstellen, das alles ist mir bekannt, aber wird er es auch schaffen, mich vor meinen Feinden zu schützen?«

»Er könnte dich warnen.«

»Aber ich kann nicht reagieren.«

»Versuche es, Abbé. Nimm ihn wieder zwischen deine Hände und konzentriere dich. Ich hätte ihn dir nie gegeben, wenn ich nicht von deiner Lauterkeit überzeugt gewesen wäre. Ich weiß, daß du eine große Verantwortung trägst. Du bist ein Mensch, der nichts Böses will, der von der Dunklen Seite der Welt gejagt wird. Ich glaube, daß der Würfel dir trotz allem helfen wird.«

»Das werde ich herausfinden müssen.«

»Fang jetzt damit an«, schlug ich vor.

»Wieso? Was soll ich tun?«

»Konzentriere dich auf ihn. Versuche bitte, so mit ihm zurechtzukommen, daß er ein Stück von dir wird. Oder ist das zuviel verlangt?«

»Nein, eigentlich nicht. Aber ich bin nicht du. Ihr habt ihn unter großen Mühen an euch gebracht, ihr…«

»Bitte, Abbé«

Er hob die Schultern. Was immer die Geste bedeuten sollte, ich sah sie als Zustimmung an. Noch immer zitterten seine Hände, als er die Flächen gegen die Seiten des Würfels drückte und sich allein auf, ihn konzentrierte. Er blieb auch nicht in seiner steifen Haltung sitzen. Das Zurücklehnen machte es ihm bequemer. Er betrat Neuland und mußte sich erst mit dem neuen Geschenk anfreunden. Ob er mit dem Würfel ebensogut wie mit der Silbermaske zurechtkam, war fraglich.

Es wurde still im Krankenzimmer. Auch Suko und ich atmeten flach. Wir wollten unseren Freund bei seiner ersten Feuerprobe nicht stören.

Auch der Abbé hatte sich wieder etwas gefangen. Er atmete ebenfalls nicht hastig, holte durch den Mund Luft und ließ sie aus den Nasenlöchern wieder ausfließen.

Mein Blick konzentrierte sich auf den Würfel. Der Abbé konnte ihn ja nicht sehen, aber ich kannte dieses viereckige, rotviolette Gebilde mit den helleren Einschlüssen darin.

Was hatte es um ihn schon Kämpfe gegeben? Für mich war er ein Mittler, zwischen der Realität und der Mystik. Er konnte beide Welten zusammenbringen und auch mithelfen, Probleme zu lösen. Hoffentlich schaffte er das auch bei unserem Freund, den Abbé.

Die Minuten liefen dahin. Auch wir waren gespannt. Ich dachte an die gesamte Umgebung und hoffte, daß ich das Krankenzimmer bald nicht mehr wiedersehen würde.

Man hatte die Wände in einem freundlicheren milden Grün gestrichen. Die Motive der beiden Bilder zeigten freundliche Landschaften. Einmal das Gebirge, zum anderen die Küste, gegen deren Strand die Wellen sanft anrollten.

Dann geschah doch etwas.

Der Abbé holte sehr tief Luft. Es hörte sich bei ihm an wie ein Schlürfen.

Sofort waren Suko und ich »wach«. Wir stellten noch keine Fragen und konzentrierten uns auf ihn und den Würfel. Seine Brille hatte er nicht wieder aufgesetzt, die weißen verdrehten Pupillen wirkten bei ihm wie hineingemalt.

Aber der Würfel hatte reagiert. Die fingerlangen, hellen Einschlüsse bewegten sich. Es war zuerst nur ein Zucken, als wollten sie sich durch diese Bewegungen voranpeitschen.

Ich aber wußte, daß diese Informationsträger etwas bemerkt hatten und reagierten.

Auch Suko hatte es gesehen und warf mir einen langen Blick zu, bevor er nickte.

Ich empfand die Bewegung der magischen Informationsträger

innerhalb des Würfels als sehr positives Zeichen. Also hatte er seinen neuen Besitzer akzeptiert.

Was tat der Abbé? Er blieb noch ruhig. Ich dachte schon darüber nach, ob ich den Blinden informieren sollte, als etwas Seltsames und auch Unheimliches geschah.

Die toten Augen des Abbé veränderten sich. Als wäre ein unsichtbarer Maler dabei, seinen Pinsel zu schwingen, so nahmen die Pupillen plötzlich eine dunklere Farbe an. Zuerst ein beinahe sanftes Rot, das sich von Sekunde zu Sekunde immer mehr intensivierte und schließlich genau die Farbe des Würfels angenommen hatten.

Violett, dabei leicht glänzend, wie Nagellack. Für uns war es der untrügliche Beweis.

Der Würfel hatte seinen neuen Besitzer akzeptiert!

Noch tat der Abbé nichts. Er blieb unbeweglich sitzen, aber seine Lippen zuckten. Es kam uns vor, als würden sie von einem hintergründigen, sehr feinen Lächeln gekräuselt. Die Depression war verschwunden, er hatte es geschafft.

Wir hörten seine Stimme. Noch klang sie ein wenig fragend, als er sich an uns wandte. »John, Suko - ich… ich glaube, da hat sich etwas getan. Ich merke es.«

»Was spürst du?« fragte ich.

»Etwas völlig Neues. In meinem Innern steckt plötzlich eine Kraft, die alles verändern will oder wird. Ich fühle mich viel besser. Es ist gar kein Vergleich zu früher. Es muß einfach der Würfel sein. Ich habe den Eindruck, als würde ich schweben. Ich bin irgendwo zwischen den Welten und nicht mehr in einem Krankenzimmer.« Wir dachten schon daran, daß seine Erklärungen beendet waren, aber er fügte noch etwas hinzu, und gleichzeitig bewegten sich die Schlieren im Würfel noch schneller und hektischer.

»Ich kann sehen!« Fast jubelnd stieß er die drei Worte hervor und wurde gleichzeitig unruhig.

»Mein Gott, ich kann sehen. Stellt euch das vor. Ich kann…«

»Was siehst du?« fragte ich, da ich meine Ungeduld kaum bezwingen konnte und einen Schritt vorging. »Uns? Siehst du Suko und mich?«

»Nein.«

»Was dann?«

»Es ist so komisch, John, so unwahrscheinlich. Ich sehe tatsächlich eine Gefahr. Ja, der Würfel zeigte mir durch seine Kraft eine Gefahr an, die hier lauert.«

»In der Nähe?«

»Nein, aber es ist etwas da.« Er hielt den Würfel fest, als wollte er ihn nie mehr loslassen. »Ich habe durch ihn den sechsten Sinn bekommen. Ich spüre das Brennen in meinen Augen…«

»Ja, sie leuchten in der Farbe des Würfels.«

»Das ist wunderbar. Ich bin euch jetzt überlegen, denn ich sehe Dinge, die ihr nicht erkennen könnt.«

Obwohl wir gespannt auf das Bild waren, das er wahrnahm, hielten wir uns mit Fragen zurück. Wir wollten ihn sprechen und auch erklären lassen.

»Es ist eine Stadt«, flüsterte er. »Vielleicht London, so genau weiß ich es nicht. Ich sehe auch keine Menschen, nur verschwommene Bilder, aber vor ihnen zeichnet sich etwas ab.«

»Was?«

»Eine Frau, ein Mädchen… Sie ist schön, aber auch gefährlich. Ein rächender Engel mit goldenen Haaren. Sie zieht etwas hinter sich her und…«

»Drei Särge!« sagte ich.

»Ja, John, drei Särge. Sie bestehen aus Glas. Aber noch… noch sind sie leer, und ich weiß, daß sie gekommen ist, um die Särge zu füllen. Sie will sich jemand holen. Sie muß die Särge füllen…«

»Wen will sie sich holen?« rief ich und wollte auf das Bett zulaufen, aber Suko hielt mich zurück.

»Ich weiß es nicht«, flüsterte der Abbé. »Sie ist aus einer anderen Welt gekommen. Ich spüre ihre Ausstrahlung, ihre Gedanken. Wie schön sie ist, doch ihre Taten werden grausam sein.«

»Will sie morden?« fragte Suko.

Der Abbé nickte, bevor er antwortete: »Ja, sie will morden. Und Menschen können sie nicht stoppen…«

***

Auf seinen kräftigen Armen wuchsen die Haare ebenso dicht wie auf dem Kopf und bildeten fast einen Pelz. Ob Sommer oder Winter, Lester Conway saß stets mit aufgekrempelten Hemdsärmeln in seiner Büro-Baracke. Er wollte damit ein Zeichen für seine Leute setzen. Die hochgeschobenen Ärmel waren der sichtbare Beweis einer inneren Energie, die in ihm steckte. Er war von ganz unten gekommen und hatte sich hochgewühlt.

Lester Conway gehörte zu den eckigen, kantigen Typen. Sein Kopf saß fest auf den Schultern, der Hals war so gut wie nicht vorhanden. Auch die Augen verschwanden fast in den Speckfalten, und der Mund wirkte wie ein hingeklebter Halbmond.

Conway besaß eine Transportfirma. Zehn Lastwagen fuhren für ihn. Sie beförderten Waren jeglicher Art. Vom Frischfleisch angefangen, bis hin zu Möbeln. Das Gelände der Spedition lag nicht weit vom Hafen entfernt, die Zufahrtsstraßen waren vorhanden, und das Geschäft lief sogar recht gut, denn Conway hatte es geschafft, die Preise zu drücken. Er fuhr billiger als viele seiner Konkurrenten. Auszubaden hatten dies seine Fahrer, die unter Termindruck standen und es oft

nicht schafften, die nötigen Ruhepausen einzulegen. Hin und wieder waren sie in Kontrollen geraten und aufgefallen. Die Strafen hatte Conway immer mit einem müden. Grinsen gezahlt. Kein Fahrer muckte auf, denn andere standen bereit, um den Job zu übernehmen. Daß noch keine Unfälle passiert waren, glich einem kleinen Wunder.

Conway nahm so etwas gelassen hin. Er war eben ein Mensch, der einfach das Glück gepachtet hatte. Möglicherweise hing es auch mit seinem Hobby zusammen, der Beschäftigung mit alter Druiden-Magie und dem geheimnisvollen Land Aibon.

Davon hatte er nicht gelassen. Und er mußte immer wieder daran denken, was sie für den Druiden-Fürsten Guywano getan hatten. Seit dieser Zeit hatte ihn das Glück eigentlich nie verlassen.

Manchmal dachte er daran, wieder an den Ort seiner Untaten zurückzukehren, aber das war sicherlich später noch möglich.

Sein Büro war rein zweckmäßig eingerichtet. Es gab keinen Schnickschnack. Wer sich hier aufhielt, der sollte arbeiten und sich nicht erholen oder eine Plauderstunde einlegen. Der Schreibtisch stand am Fenster. Durch die große Scheibe fiel Conways Blick auf den Innenhof, wo auch die Wagen standen, wenn sie überholt wurden und nicht unterwegs waren.

Im Moment liefen acht Fahrzeuge. Zwei standen auf dem Hof. Einer davon wurde repariert. Etwas war mit der Kupplung nicht in Ordnung. Der zweite wartete darauf, Ladung übernehmen zu können.

Er würde dann zum Hafen fahren, um Container zu laden. Eigentlich hätte er schon weg sein müssen. Daß er noch stand, ärgerte Conway. Jede Minute kostete Geld. Der Fahrer lag in der Koje und schlief.

Die Tür zum Sekretariat wurde geöffnet. Muriel betrat das Büro, ohne anzuklopfen. Sie war 40, unverheiratet und Conways Schwester. Bei ihm arbeitete sie als Sekretärin und Vertraute, denn auf sie konnte sich Lester hundertprozentig verlassen.

Sie besaß das gleiche schwarze Haar wie er. Nur hatte sich Muriel rote Strähnen hineinfärben lassen. Durch die Gläser ihrer Brille schaute sie Lester scharf an.

»Was ist?« fragte dieser.

»Ich habe noch keinen Anruf bekommen.«

»Das weiß ich.« Conway schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. »Ist dieser Kahn überhaupt eingelaufen?«

»Ja, er liegt am Pier.«

»Und weshalb wird er nicht entladen?«

»Der Zoll, glaube ich.«

»Diese Scheißkerle, Mensch. Man sollte sie der Reihe nach aufhängen. Was suchen die überhaupt?«

»Ich weiß es nicht. Es gehen Gerüchte um, daß Kokain eingeschmuggelt werden soll.«

»Auf einem Schiff?«

»Sie kontrollieren eben alles.«

»Und treiben unsere Kosten hoch, die Schmarotzer. Die kriegen ihr Geld, aber unsereins muß Leistung bringen.«

»Willst du die Fracht absagen?«

»Dann bin ich den Kunden los.«

»Also warten wir ab.«

»Sicher.«

Muriel Conway ging wieder. Ihr Bruder schaute ihr hinterher. Sie ist dick geworden, dachte er. Zu dick, so wird sie nie einen Mann kriegen. Er wollte mit seiner Schwester auch nicht verheiratet sein.

Von seinem Hobby wußte sie nichts.

Conway holte eine Zigarre aus dem Kasten und rammte den Tabak-Torpedo zwischen seine Lippen.

Er paffte einige Züge, bevor er die Abrechnungen noch einmal durchging. Wenn er fertig war, konnte Muriel die Rechnungen schreiben.

Dann klingelte das Telefon. Conway war überrascht. Der Anruf lief nicht über das Vorzimmer, und es gab nur wenige Menschen, die seine Durchwahlnummer kannten. Unter anderem Peggy, seine geschiedene Frau, aber die hatte schon seit drei Jahren nichts mehr von sich hören lassen, was Conway nicht gerade bedauerte.

Er hob ab und meldete sich mit einem knappen »Ja.«

Zunächst hörte er nichts. Der Anrufer meldete sich weder mit Namen noch mit Worten. Dafür aber mit einem leisen Lachen, das irgendwie hämisch und wissend klang. Als es verstummte und Conway eine barsche Frage stellen wollte, hörte er die Stimme.

»Ich komme bald zu dir…«

Was selten passierte, trat nun ein. Lester Conway war, als er die Stimme hörte, sprachlos. Er lauschte einfach ihrem Klang nach. Sie war anders, so glockenhell und trotzdem verdammt gefährlich.

Warnend und mit einem drohenden Unterton versehen.

Um überhaupt etwas zu sagen, fragte Conway: »Was haben Sie da gesagt, zum Teufel?«

»Ich komme zu dir.«

»Wie schön. Und wer sind Sie?«

»Eine Rächerin, Lester Conway. Ich bin eine Rächerin, das solltest du dir merken. Nichts ist vergessen, gar nichts. Du hast gedacht, davonzukommen, aber das wird nicht klappen. Ich hole dich. Ich bin bereits auf dem Weg zu dir.«

»Wie heißen Sie? Wer sind Sie? Sagen Sie mir Ihren Namen, verdammt!«

»Den wirst du früh genug erfahren. Genieße deine letzte Stunde. Genieße sie und bereue…«

Mit dem letzten Wort war auch das Gespräch beendet. Conway saß da und starrte auf den Hörer. Er hielt ihn hart umklammert, auf seiner Stirn lagen plötzlich Schweißperlen. Dann schüttelte er den Kopf und flüsterte: »Das darf doch nicht wahr sein.« Mit einer wild anmutenden Bewegung schleuderte er den Hörer zurück auf die Gabel, drehte sich mit dem Stuhl herum und sprang auf.

»Muriel!«

Sein Schrei nach der Schwester wirkte wie ein Trompetenstoß. Muriel mußte ihn hören. Sie blieb aber gelassen und sprintete nicht sofort in das Büro. Relativ langsam schob sie die Tür auf.

»Was gibt es denn?«

»Verdammt, wer hat da angerufen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Sag mal, bist du übergeschnappt? Woher soll ich wissen, wer angerufen hat?«

»Ja, es ging über meine Leitung.« Er drehte sich um und nahm wieder Platz.

»Dann mußt du doch wissen…«

»Nein, das weiß ich eben nicht. Die Anruferin hat ihren Namen nicht gesagt.«

»Es war also eine Frau.«

»Ja.«

»Deine Ehemalige?«

»Bockmist, die hätte ich an der Stimme erkannt. Für mich war sie eine Fremde.«

»Vielleicht eine von deinen Tussys, die du manchmal aufreißt«, meinte Muriel spöttisch.

Er streckte den Arm aus. »Halt dich ja zurück, Schwesterchen.«

»Dann darfst du mich auch nicht fragen.«

Lester senkte den Kopf und schüttelte ihn. »Es war eine Fremde. Ich habe deren Stimme noch nie gehört. Sie sprach davon, zu mir zu kommen.«

»Dann wirst du sie ja bald sehen. Wozu die Aufregung?«

»Aber sie sagte noch etwas. Sie wäre eine Rächerin.«

Muriel nahm das nicht ernst. »Wie dramatisch.«

»Ich an deiner Stelle würde nicht so spotten. Mir ist nicht zum Lachen zumute. Die ganze Sache kann verdammt gefährlich werden.« Er holte durch die Nase Luft. »Jedenfalls habe ich ein komisches Gefühl. Ihre Stimme klang so harmlos, so hell wie ein Glockenklingen, aber ich habe den drohenden Unterton genau verstanden. Muriel, ich sage dir, hier kommt etwas auf mich zu. Wir müssen uns warm anziehen.«

»Da hat dir jemand einen Streich spielen wollen.«

»Und wer?«

»Was weiß ich, wem du alles auf die Füße getreten bist. Ich kann mir

vorstellen, daß einige Leute durchaus bereit sind, dich liebend gern in die Hölle zu schicken. Möglicherweise hat dir ein Konkurrent diese Frau auf den Hals gehetzt.« Er ließ die Namen vor seinem geistigen Auge Revue passieren und trommelte dabei mit der Fingerspitze auf dem Schreibtisch.

»Kannst du dir denken, wer es gewesen ist?«

»Nein.«

»Vielleicht ruft sie noch einmal an.«

»Und dann?«

Muriel hob beide Arme. »Meine Güte, stell dich nicht so an. Du bist wie ein Baby. Wenn sie anruft, wirst du versuchen, sie zu einem Treffen zu überreden.«

»Ja, das ist eine Möglichkeit.«

Muriel Conway lachte. Ihr Bruder wußte nicht, ob er an- oder ausgelacht wurde. »Komisch, der Anruf hat dich durcheinandergebracht. Du bist doch sonst nicht so. Spielst immer den harten Mann, den nichts erschüttern kann. Aber jetzt…«

»Das hier war etwas anderes!«

»Ach - und wieso? Erinnert es dich vielleicht an irgendwelche Sünden in der Vergangenheit?«

»Quatsch.« Er sagte es so schnell, daß sich Muriels Lippen zu einem spöttischen Lächeln kräuselten.

Sie kannte ihren Bruder. Er hatte schon manchem auf die Füße getreten. Auf ihn traf das Sprichwort zu: Viel Feind - viel Ehr.

Beide hörten sie das Poltern. Sie hatten nicht gesehen, daß jemand die Barackentür aufgestoßen hatte. Die Person hastete durch das Vorzimmer und stand wenig später schweratmend im Chefbüro.

Es war der Lagerchef. Sein Gesicht zeigte eine hochrote Farbe, er atmete heftig und deutete auf das Fenster.

»Was ist los, Benson?« fuhr Conway ihn an.

»Sorry, Mr. Conway, aber ich mußte kommen.« Er holte ein paarmal Luft. »Draußen auf dem Hof.«

»Was war da?«

»Da ist eine Frau. Sie… sie zieht drei gläserne Särge hinter sich her…«

Die Worte des Abbé hatten uns geschockt. Beide aber glaubten wir ihm. Der Würfel besaß einfach die Kraft, dieses Sehen zu ermöglichen, auch wenn sich in seinem Innern keine Bilder abzeichneten, wie ich es schon erlebt hatte.

Außerdem hatte ich das Mädchen mit den drei gläsernen Särgen gesehen. Was braute sich da zusammen?

Wir mußten mehr Informationen bekommen. Nur das Mädchen mit den drei Särgen war einfach zu wenig. Ich störte den Abbé nicht gern, es mußte sein.

»Kannst du Einzelheiten erkennen?« fragte ich ihn leise und mit eindringlicher Stimme. »Wo befindet sie sich? Berichte uns etwas von dem Hintergrund, den du siehst.«

Das Rot in seinen Augen bekam eine gewisse Unruhe. »Ich,… ich versuche es. Ich strenge mich an, aber es ist schwer. Der Hintergrund besteht fast nur aus Schatten.«

»Dunklen oder hellen?«

»Ich sehe alles grau. Nur das Mädchen ist klar. Es besitzt goldene Haare. Wenn es geht, bewegen sich diese, dann funkeln sie sogar und leuchten. Reflexe blenden, erreichen die Särge, die noch leer sind. Ja, sie sind leer, aber ich weiß, daß sie gefüllt werden sollen. Das Mädchen befindet sich auf der Suche.«

»Kannst du herausfinden, was es sucht?«

»Nein oder ja. Es will Menschen haben. Es möchte die Särge füllen.«

»Welche Menschen?« fragte Suko. »Wir brauchen Namen, verstehst du? Sonst können wir nichts machen.«

Der Abbé hob die Schultern. Um seinen Mund herum zeichnete sich ein gequälter Ausdruck ab. »Es ist grauenhaft«, gab er zu. »Es ist schlimm, aber ich kann nichts erkennen. Tut mir leid. Ich bin nicht in der Lage, die Gedanken des Mädchens zu lesen. Ich kann nur spüren, daß sie etwas Schlimmes vorhat.«

»Mord?«

»Bestimmt.«

Suko und ich schauten uns an. Die Worte des Abbé hatten uns mißtrauisch werden lassen. Wir waren Polizisten und unter anderem darauf bedacht, Menschenleben zu retten. Egal, wen sich das Mädchen mit den goldenen Haaren holen wollte, wir mußten versuchen, es herauszubekommen. Abbé erinnerte sich nicht.

Der Abbé sagte überhaupt nichts mehr. Beide Lippen preßte er aufeinander, in den Augen lag weiterhin das rote Leuchten, er schaute nach innen und sagte schließlich mit einer ersterbenden Stimme:

»Wir können nichts mehr tun.«

Ich hatte die Hände zu Fäusten geballt. Es war ein schlimmer Satz gewesen. Er hatte uns die gesamte Hilflosigkeit vor Augen geführt. Im Nacken spürte ich die Anspannung. Sie zog sich hin bis zum letzten Wirbel und blieb dort.

Plötzlich sagte er in die Stille hinein: »Es ist soweit. Ja, jetzt werden sie sterben.«

Ich hatte die nächste Frage auf der Zunge, schluckte sie aber herunter, denn der Abbé schüttelte den Kopf. Für uns ein Zeichen, daß er nicht mehr konnte.

Auch seine Hände lösten sich vom Würfel. Das rote Leuchten in seinen Augen verschwand. Sehr bald schon sahen die Pupillen grau und matt aus. Er bewegte noch den Mund, als wollte er etwas sagen,

aber er schaffte es einfach nicht. Seine eigene Unzulänglichkeit machte ihm in diesem Augenblick schwer zu schaffen.

»Es ist gut, Abbé«, sagte ich. »Du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen. Wir werden sehen…«

»Weißt du, John, was so schlimm ist?« unterbrach er mich. »Die Tatsache, daß ich sehen kann, ohne eingreifen zu können. Ich kann einfach nicht helfen. Ich sehe den Tod, das ist alles. Ich möchte gern eingreifen und ihn verhindern, das aber geht nicht. Ich bin so hilflos. Das Sehen ist für mich wie ein Fluch.«

»Ich weiß«, antwortete ich flüsternd. »Es ist grauenhaft, wenn man so etwas erleben muß.«

»Was werdet ihr tun?«

»Wir müssen herausfinden, wo das Mädchen mit den drei Särgen erschienen ist. Vielleicht gibt es Zeugen, die sich an die Polizei gewandt haben. Das ist unsere Chance.«

»Ihr werdet den Mann nicht mehr retten können.«

»Das kann ich mir denken.« Ich faßte nach seiner Hand. Sie fühlte sich kalt an. »Wir werden jetzt gehen, Abbé. Sollte etwas sein und solltest du Informationen bekommen, laß es uns wissen. Wir fahren zunächst in unser Büro.«

»Ja, ich verspreche es euch.«

Danach hatten wir es sehr eilig. Im Gang fragte mich Suko: »Hältst du es noch immer für eine gute Idee, dem Abbé den Würfel gegeben zu haben?«

»Ich weiß es nicht.«

»Es wird ihn bedrücken. Vielleicht sieht er viele Dinge. Dann nicht eingreifen zu können, muß eine Qual sein.«

Suko hatte recht. Aber was hätte ich ändern sollen? Ihm den Würfel wieder wegnehmen? Sicher, durch ihn sah er magische Vorgänge, die sich in der Umgebung abspielten, aber der Würfel konnte ihn auch sicherlich vor gewissen Dingen wahren, die er sonst nicht erkannt hätte.

Wir stiegen in den Wagen.

Als ich startete, hatte ich noch immer keine Lösung gefunden. Aber ich wußte genau, daß mir die Kleine mit den goldenen Haaren noch einmal begegnen würde. Dann sollte sie mir nicht mehr entkommen…

***

Conway sagte nichts. Benson war sicherheitshalber einen Schritt zurückgetreten. Wenn der Chef einen Wutanfall bekam, brachte man sich besser aus seiner Reichweite.

Aber Lester blieb ruhig. Er drehte nur den Kopf zu Benson und fragte leise: »Wie war das?«

»Auf… auf dem Hof!« stotterte Benson. »Eine Frau mit drei gläsernen

Särgen. Sie… sie hat die Totenkisten hinter sich hergezogen. Ich habe es genau gesehen.«

»Und wo wollte sie hin?«

»Keine Ahnung.«

»Vielleicht zu dir«, meldete sich Muriel und warf ihrem Bruder einen langen Blick zu.

Der verzog nur den Mund.

Muriel übernahm auch weiterhin die Initiative. Sie ging auf Benson zu und drückte ihn in Richtung Tür. »Am besten ist es, wenn Sie jetzt gehen, Mr. Ben…«

»Aber doch nicht nach draußen.« Angst zeichnete sich auf seinem Gesicht ab.

»Nein, verstecken Sie sich ruhig auf der Toilette, bis wir das Problem gelöst haben.«

Benson schüttelte den Kopf und wischte seine schweißfeuchten Hände am Kittel ab. »So einfach läßt sich das Problem nicht lösen, Miß Conway, so einfach nicht.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich weiß es eben. Ja, ich weiß es, verstehen Sie?«

»Wir werden später miteinander reden.« Sie drückte ihn zurück, und Benson wehrte sich auch nicht.

Dann ging sie in das Büro zurück. Neben ihrem Bruder blieb sie stehen. Der schaute durch das Fenster auf den Hof, wo sich nichts verändert hatte. Er lag völlig ruhig da. Der Fahrer befand sich noch immer in seinem Wagen und lag schlafend in der Koje. Ein paar schüchterne Sonnenstrahlen hatten sich in den Hof verirrt und warfen helle Flecken auf das ansonsten dunkle Pflaster.

»Siehst du den Sarg?« fragte Conway.

»Weder ihn noch das Mädchen.«

»Da hat Benson sich getäuscht.« Muriel schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Der Mann ist kein Spinner.«

»Aber ein Mädchen mit drei Särgen. So etwas ist nicht zu fassen. Das ist unglaublich.«

»Du kannst ja nachschauen.«

Er nickte, zögerte aber noch. Das fiel seiner Schwester auf. »Was hast du, Lester? Du kommst mir vor wie jemand, der ein schlechtes Gewissen hat und es nicht zugeben will.«

Conway hob die Schultern. »Vielleicht ist dem so, vielleicht auch nicht. Ich jedenfalls fühle mich irgendwie nicht wohl, verstehst du? Ich glaube, daß Benson nicht gelogen hat. Es gibt doch keinen Grund, daß er es hätte tun sollen.« Conway begann zu schwitzen. Fahrig wischte er über seine Stirn.

Muriel fiel dies auf. »Was hast du, Bruder? Du bist doch sonst nicht so?«

»Ich weiß auch nicht.«

»Hast du Angst?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Also doch.«

»Es ist ein so verdammt komisches Gefühl, Muriel. Ich fühle den Druck, der auf mir lastet. Er preßt mir den Brustkasten zusammen, als hätte ich starke Schuldgefühle. Das habe ich noch nie so erlebt.«

Muriel kannte ihren Bruder lange genug. Sie faßte ihn an. »Sag ehrlich, Lester, irgend etwas stimmt nicht. Du reagierst so, als hättest du Angst. Oder ein schlechtes Gewissen.«

»Wie sollte ich?« fragte er barsch.

Muriel lachte unecht. »Das wollte ich dich ja gerade fragen, Bruderherz.«

Er ballte eine Hand zur Faust, ohne etwas zu erwidern. Dann hob er die Schultern und drückte sie gleichzeitig nach vorn. Diese Geste sollte Entschlossenheit anzeigen. »Ich werde nachschauen«, erklärte er. »Ich gehe auf den Hof und…«

»Ich gehe mit.«

Conway widersprach nicht. An der Tür schaute er noch über die Schulter und war beruhigt, daß ihn Muriel nicht im Stich ließ. Er konnte ihr nichts von seinen Gefühlen sagen. Nur er hatte die Botschaft empfangen, die schlimm genug war.

Die Vergangenheit hatte ihn eingeholt. Er brauchte es nicht zu sehen, Bensons Beschreibungen hatten ihm gereicht. Da lauerte etwas. Er fühlte die Strömungen, die auch von den Wänden einer Mauer nicht aufgehalten werden konnten.

Der Weg aus dem Büro ins Freie war ihm noch nie so lange vorgekommen wie in diesen Augenblicken. Er ging ihn mit zitternden Knien und wie ein alter Mann.

Am Ausgang blieb er stehen.

Sein Blick tastete den Innenhof ab. Links befand sich die Verladerampe, wo auch der Truck stand.

Rechts waren die Parkstreifen für die restlichen Wagen aufgezeichnet. Das große Doppeltor stand offen. Das Pflaster wirkte wie ein graues Meer.

Keine Spur von dem Mädchen mit den drei Särgen. Sollte sich Benson getäuscht haben?

Er glaubte es nicht, weil er ebenfalls den Druck spürte. Es war die feine Strömung, die ihm entgegenschwang, die nur er wahrnahm.

Durch die Nase holte er Luft. Sein Herz schlug schneller. Er schrak zusammen, als er in seiner Nähe Muriels Stimme hörte. »Also, ich sehe nichts.«

»Ja, anscheinend.«

»Aber überzeugend klingst du auch nicht, Bruder.«

»Benson hat bestimmt keine Halluzinationen gehabt.«

Sie stieß ihn an. »Laß uns den Hof durchsuchen, Lester. Vielleicht hat sie sich versteckt.«

Lester Conway zögerte noch, aber Muriel kannte kein Pardon. Sie drückte ihn vor, so daß ihm nichts anderes übrigblieb, als dem Rat der Schwester zu folgen.

Seine Schritte setzte er zögernd. Er drehte den Kopf nach rechts und links, die Blicke zeigten Angst.

Sie waren auf den parkenden Truck gerichtet, dessen große Räder ihn an schwarze Glotzaugen erinnerten, die alles vernichten wollten.

Sie gingen nach rechts. Muriel blieb an der Seite ihres Bruders. Auch sie war mittlerweile noch mißtrauischer geworden. Sie hatte ebenfalls die Veränderung bemerkt, die sich auf dem Hof ausbreitete.

Abrupt blieb sie stehen. »Hier stimmt doch etwas nicht!« stellte sie fest.

»Was denn?«

»Die Luft ist anders geworden. Riechst du das nicht? So unnatürlich klar.«

Er hob die Schultern. »Nein, ich…«

»Du lügst, Bruder!«

Lester Conway grinste nur und wechselte das Thema. »Ich… ich glaube, ich muß telefonieren.«

»Wen willst du denn jetzt anrufen?«

»Zack Adler.«

»Das kannst du auch heute abend noch machen. Stell dich nicht an, verflixt, du bist…« Lester Conway erfuhr nicht mehr, was seine Schwester meinte, denn in den folgenden Sekunden sahen beide, daß sich Benson, der Lagerchef, nicht getäuscht hatte.

Das Mädchen war da, und die drei Särge ebenfalls. Die Kleine hatte hinter einem der hohen Reifen gelauert und schob sie nun sehr langsam und mit bedächtigen Schritten hervor.

Ihr Haar glänzte wie Gold, das lange Kleid reichte bis zu den Fußknöcheln. Ihr Gesicht wirkte fein wie kostbares Porzellan. Das alles schockte die Geschwister nicht.

Für sie war allein die Tatsache interessant, daß die Unbekannte an goldenen Kordeln drei gläserne Särge hinter sich herzog, die sacht über den Boden schleiften.

Das Geräusch ging Lester Conway durch und durch. Er stand da, ohne sich zu rühren. Er wußte, daß ihn die Vergangenheit eingeholt hatte. Muriel sagte etwas zu ihm, er verstand die Worte nicht, sein Augenmerk galt allein dem Mädchen.

Es blieb stehen und ließ das Band los. Die drei Kordeln klatschten zu Boden. Scharf schaute die ungewöhnliche Person Lester Conway an. An Muriel zeigte sie kein Interesse.

»Weißt du, wer ich bin?« fragte sie plötzlich.

Conway schloß für einen Moment die Augen. Die Stimme war die gleiche, die er am Telefon gehört hatte. So glockenhell und dennoch irgendwie gefährlich.

»Nein!« flüsterte er.

»Ich bin die Tochter der Eltern, die du zusammen mit deinen Freunden getötet hast, und ich bin gekommen, um dir die Rechnung zu präsentieren, Lester Conway. Ich werde dich töten!«

***

Jetzt war es heraus. Auch Muriel hatte die Worte gehört. Ihr Bruder rührte sich nicht. Sie aber drehte sich zur Seite, um Lester anschauen zu können.

»Was hat sie da gesagt? Du sollst getötet haben?«

»Sei ruhig, verdammt!«

»Stimmt es?«

»Es stimmt!« erklärte das Mädchen. »Ich heiße Jarveena, und dieser Mann neben dir hat meine Eltern umgebracht, zusammen mit seinen Freunden. Sie hätten auch mich töten sollen, aber ich war zufällig nicht anwesend. Jetzt besitze ich die Kraft, um den Tod meiner Eltern rächen zu können. Ein Sarg ist für ihn.«

Muriel hatte die Worte gehört. Sie reagierte nicht in Panik, sondern schüttelte den Kopf und sagte:

»Sie sind verrückt. Völlig durchgedreht. Was erzählen Sie da für einen Unsinn?«

»Frag ihn!«

Daran dachte Muriel nicht im Traum. »Wo kommen Sie her?« fragte sie statt dessen. »Los, geben Sie Antwort! Wo kommen Sie her? Wer sind Sie überhaupt? Woher nehmen Sie das Recht…?«

»Ich werde ihn mitnehmen. Und niemand kann mich daran hindern, auch du nicht.«

»Wohin werden Sie ihn mitnehmen?«

»Nach Aibon.«

»Was ist das?«

Lester Conway hatte sich wieder gefangen. »Geh bitte«, bat er seine Schwester. »Das geht hier nur mich etwas an.«

»Dann stimmt es, was sie gesagt hat?«

»Vielleicht.«

»Du bist wahnsinnig, Lester. Du bist völlig übergeschnappt. Wie kannst du nur…?«

»Geh bitte!«

Muriel blieb, und sie sah, wie Jarveena auf ihren Bruder zuging. Der stand noch immer unbeweglich. Die Hände hatte er zu Fäusten geballt. Er war ein Mann, der sich immer durchgesetzt hatte und alle

Widerstände aus dem Weg räumte.

Hier aber tat er nichts.

Jarveena kam. Ihre Schritte waren kaum zu hören, obwohl die Sohlen über den Boden schleiften.

Auf ihren schmalen Lippen lag ein gefährliches, hintergründiges und gleichzeitig auch wissendes Lächeln. Sichtbar trug sie keine Waffe, dennoch hatte Lester Furcht vor ihr, denn er begann zu zittern.

Das gefiel Muriel überhaupt nicht. »Tu endlich etwas!« keuchte sie. »Willst du dich fertigmachen lassen?«

»Nein, aber…«

»Dann greif sie an.«

Jarveena lachte nur. »Rache für meine Eltern«, flüsterte sie anschließend. »Ich werde meine Eltern rächen. Ich habe es versprochen. Das Böse darf nicht siegen. Ich muß es ausmerzen, ich werde es ausmerzen.«

Da Lester nichts tat, wollte Muriel etwas unternehmen. Sie sprang auf die Fremde zu. Sich vom Boden abstoßend und die Arme vorrammend, das gelang ihr noch. Sie hörte auch den kurzen erklärenden Kommentar der geheimnisvollen Fremden »Dich will ich nicht«, dann aber war es vorbei.

Muriel hatte das Gefühl, gegen eine harte Wand aus Glas gesprungen zu sein. Ihre Arme knickten ein, sie hörte sich selbst schreien, spürte die Gegenreaktion, die sie förmlich in die Knie drückte, um sie anschließend zu Boden zu schleudern.

Dort blieb sie liegen.

Ihr war nicht schlecht, sie spürte keine Schmerzen, aber sie konnte sich nicht bewegen. Ihre Glieder waren steif geworden, und sie wurde gleichzeitig von einem grünen Licht überflossen. Es sorgte dafür, daß sie sich nicht mehr bewegen konnte, dafür jedoch diejenigen Dinge sehr genau mitbekam, die sie umgaben.

Jarveena wollte ihren Bruder. Um sie kümmerte sich die Fremde nicht, sie ging auf Lester zu, nickte dabei und sagte: »Es ist soweit. Du wirst als erster für deine Tat bezahlen. Die anderen hole ich mir später. Niemand kann mich aufhalten, erst recht kein schwacher Mensch wie du. Damals, als die Tat geschah, hast du unter dem Schutz Guywanos gestanden, heute bist du hilflos. So hilflos, wie es damals meine Eltern gewesen sind. Ich habe sie gefunden. Sie waren zu glasigen Klumpen verschmolzen. Dieses Schicksal wird auch dich ereilen, das schwöre ich dir. Die Särge sind mit Aibon-Luft gefüllt. Mit einer bestimmten Luft, die für Menschen tödlich ist…«

Muriel Conway hörte und sah alles. Nur war sie nicht in der Lage, zu handeln. Die Kraft einer fremden, unbegreiflichen Magie hatte sie ausgeschaltet.

Wie auch ihren Bruder, der sich nicht rühren konnte, und der von

Jarveena berührt wurde.

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter, als wollte sie ihn mit einem Schwert zum Ritter schlagen.

Kaum berührte dieses fremde Wesen den Menschen Lester Conway, floß gedankenschnell ein grüngelbes Licht um seine Gestalt, als wollte es ihn auflösen.

Er riß noch den Mund auf. Es war die letzte Bewegung vor der großen Starre, die schon mit der Steifheit eines Toten zu vergleichen war. Für ihn gab es keine Chance. Nicht einmal eine Wimper konnte er noch bewegen.

Er fiel nach vorn.

Jarveena hätte ihn auf den Boden fallen lassen können, das tat sie nicht. Das Mädchen aus Aibon fing ihn auf. Um seinen Mund hatte sich ein wissendes und geheimnisvolles Lächeln gelegt, als es sich drehte und mit dem Gefangenen zu den drei Särgen ging. Sie hielt Leser Conway mit der linken Hand fest, bückte sich und hob den gläsernen Deckel mit den Fingern der rechten an.

Muriel kam es vor, als würde Jarveena der Deckel entgegenschweben, so spielerisch leicht sah es aus.

Jetzt war der Sarg offen.

Um Muriel kümmerte sich Jarveena nicht. Sie hob den steif gewordenen Körper an und legte ihn über das offene Unterteil des gläsernen Sarges. Sehr bedächtig ließ sie Lester Conway nach unten sinken. Er fand haargenau innerhalb der Totenkiste seinen Platz, als wäre sie in ihren Maßen genau nach seinen Körperabmessungen gefertigt worden.

Auf dem Rücken blieb er liegen.

Jarveena aber trat zur Seite. Sie nahm den Deckel hoch und preßte ihn wieder auf das Oberteil.

Dies geschah mit genau einstudierten Bewegungen. Sie beeilte sich nicht, Zeit genug hatte sie und gestört wurde sie auch nicht, denn Muriel mußte alles mit ansehen, ohne eingreifen zu können. Die fremdartige Starre löste sich nicht.

Jarveena breitete die Hände aus und drückte den ersten Deckel noch einmal fest.

Danach nickte sie, zufrieden mit ihrem Werk, richtete sich auf, nahm die drei Kordeln wieder in die Linke und drehte sich so um, daß sie Muriel anschauen konnte.

Die Blicke der beiden Frauen trafen sich.

Als wollte Jarveena sich rechtfertigen, sagte sie: »Er hat es nicht anders verdient. Dein Bruder hat Schreckliches getan. Er brachte meine Eltern auf grausame Art und Weise um.«

In diesem Augenblick löste sich bei Lester Conway die Starre. Was Muriel in den nächsten Sekunden erlebte, ließ sie fast an ihrem

Verstand zweifeln.
Lester merkte plötzlich, wo er lag. Er ruckte hoch, stieß sich den Kopf an der Unterseite des Deckels, und auf seinem Gesicht zeichnete sich zuerst das Wissen ab, danach sofort die schreckliche Angst, die er erlebte. Seine Augen öffneten sich so weit, als wollten sie aus den Höhlen springen. Er schnappte nach Luft, drehte sich auf die. Seite und hämmerte mit den Fäusten gegen den Sargrand.
Eine Chance, das Glas zu zerstören, bekam er nicht.
Jarveena kümmerte sich nicht um ihn. Sie hatte Muriel den Rücken zugedreht, die drei Kordeln genommen, beugte sich etwas vor und setzte sich in Bewegung.
Die Bänder strafften sich.
Im nächsten Augenblick begannen auch die Särge zu rutschen. Sie schleiften über den Boden, und dieses Geräusch kam Muriel vor wie eine grauenvolle Totenmusik.
Jarveena ging davon.
Zwei Särge waren leer.
Einer nicht. In diesem furchtbaren Gefängnis erlebte Lester Conway die Hölle. Jarveena hatte vom schrecklichen Tod durch Ersticken gesprochen. Den würde Lester erleiden. Muriel wußte nicht, wie lange die Luft in seinem Gefängnis noch reichte. Vielleicht für eine halbe Stunde, vielleicht auch weniger.
Und sie konnte ihm nicht helfen.
Muriel sah die Frau mit den gläsernen Särgen davongehen. Sie hatte Muriel den Rücken zugewandt, ging mit den drei Totenkisten davon und verschwand plötzlich, als hätte es sie nie gegeben.
Muriel sah noch das blasse, grüngelbe Leuchten, dann war von Jarveena und den drei Särgen nichts mehr zu sehen.
Als letzten Eindruck nahm Muriel die Füße ihres Bruders wahr. Sie befanden sich in strampelnden Bewegungen und hämmerten gegen den Sargrand.
Einen Erfolg erreichte er nicht.
Lebend würde Muriel ihren Bruder nicht wiedersehen…

***

Sie lag auf dem kalten Boden. Regungslos, ohne überhaupt einen Finger bewegen zu können. Ihr Blick war gegen den Himmel gerichtet, wo die Bläue von dunklen Wolken unterbrochen wurde und nur wenig Sonne hindurchließ. Für die Jahreszeit war es einfach zu kalt. Das Wetter spielte verrückt, es setzte alles außer Kraft und drückte auf das Gemüt der Menschen.
Auch Muriel Conway empfand die Kälte.
Wieso spürte sie plötzlich dieses Schaudern? Sie richtete sich auf - und war überrascht, daß es klappte. Die Starre war von ihr abgefallen,

wie Laub von den Zweigen eines Baumes, wenn der Herbstwind es schüttelte. Muriel blieb sitzen, preßte ihre Hände gegen das Gesicht und dachte zunächst darüber nach, wie es möglich war, daß sie hier auf dem Pflaster des Hofs saß?

Da überfiel sie die Erkenntnis!

Die Erinnerung kehrte mit all ihren grausamen Einzelheiten zurück. Das Vergangene lief noch einmal wie ein Film vor ihrem geistigen Auge ab, und ihr Gesicht verlor noch den Rest an Farbe.

Es gab Lester nicht mehr.

»Lester!« Der Schrei löste sich aus ihrer Kehle. Er zitterte über den Hof, doch eine Antwort bekam sie nicht.

Schwankend stand Muriel auf. Gebückt rief sie noch einmal nach ihrem Bruder, aber auch diesmal bekam sie keine Antwort. Allmählich wurde ihr klar, daß sie das Schreckliche nicht geträumt hatte.

Es war eine Tatsache gewesen. Man hatte ihren Bruder vor ihren Augen in den gläsernen Sarg gesteckt und ihn mitgenommen. Irgendwohin, in eine andere, fremde Welt, aus der die Unbekannte gekommen war, die sich Jarveena genannt hatte. Muriel wunderte sich, daß ihr der Name noch einfiel. Aber das Geschehen steckte einfach zu tief in ihr.

Ihr Schreien war gehört worden. Die Fahrertür des parkenden Trucks öffnete sich. Noch etwas verschlafen aussehend, stieg der Fahrer aus dem Wagen und rieb seinen Nacken.

»Miß Conway, ist was?«

Sie starrte den Mann an und schüttelte den Kopf.

»Aber ich habe Sie doch schreien gehört?«

»Nein!« sprach sie schrill. »Nein, nein.« Sie winkte ab. »Bitte, gehen Sie. Bleiben Sie weg. Steigen Sie ein…« Mehr sagte sie nicht, drehte sich um und lief auf die Büro-Baracke zu.

In der offenen Tür stieß sie fast mit Benson zusammen, der die Toilette verlassen hatte. Er stoppte und drückte sich gegen die Wand, während Muriel an ihm vorbeihastete.

»Miß Conway, was ist denn los?« Benson rief die Frage stotternd hinter der Frau her. »Ich hörte Sie schreien oder rufen. Ist etwas passiert?«

Muriel gab keine Antwort. Die furchtbaren Erinnerungen strapazierten ihr Nervenkostüm. Sie stand dicht vor einem Zusammenbruch und überlegte verzweifelt, was sie noch tun konnte.

Sie mußte handeln, die Polizei anrufen, sie mußte den Beamten erklären, was hier geschehen war, und als sie sich auf den Schreibtischstuhl fallen ließ, hatte sie wieder alles vergessen.

Benson erschien. Man sah ihm seine Hilflosigkeit an. Er bewegte seine Finger, schloß die Hände zu Fäusten, hob dabei die Schultern, aber er konnte nichts sagen.

Muriel sah ihn. Ihre Brille war verrutscht, die Kleidung schmutzig, das Haar durcheinander.

»Was ist mit Ihrem Bruder?« fragte Benson.

Erst jetzt kam Muriel dazu, eine Antwort zugeben. »Er… er ist nicht mehr da«, sagte sie.

»Ging er weg?«

»Er… er wurde geholt. Die Frau mit den Särgen. Er wird nie mehr zurückkehren, Benson. Nie mehr.« Sie starrte ihn an und schrie: »Haben Sie das verstanden?«

»Ja, das habe ich. Und jetzt?«

Mit einer schwachen Geste deutete sie auf das Telefon. »Rufen Sie die Polizei an. Ich… ich kann es nicht.«

Benson nahm den Hörer ab. »Und was soll ich sagen?«

»Sagen Sie irgend etwas. Ich kann es nicht…« Sie senkte den Kopf und begann zu weinen…

***

Also doch!

Die geheimnisvolle Fremde war dagewesen, und sie hatte Grauenvolles getan.

Es war gut gewesen, daß Suko und ich zurück ins Büro gefahren waren. Dort hatte uns dann ein Anruf der uniformierten Kollegen erreicht, die gerufen worden waren und einen Tatort besichtigten, wo es eigentlich nichts mehr zu sehen gab.

Aber sie hatten schnell geschaltet, sich mit dem Yard in Verbindung gesetzt, und wir waren natürlich sofort eingeweiht worden. Das war genau die Spur, auf die wir gewartet hatten.

Ich knüppelte den Rover durch London. Mein Gesicht war hart geworden, hin und wieder zuckten meine Lippen, die Zeit saß uns im Nacken, und Suko, der neben mir saß, schüttelte den Kopf, als uns eine auf Rot geschaltete Ampel aufhielt.

»Was hast du?« fragte ich.

»Es ist mir unbegreiflich«, erklärte er. »Wie kann ein Wesen aus Aibon diese Taten vollbringen?«

»Auch dort gibt es zwei Seiten.«

»Wenn du dich an deine Begegnung erinnerst, John, kam sie dir so vor wie jemand aus dem Lager Guywanos?«

»Nein.«

»Das genau macht mich stutzig. Etwas muß geschehen sein, daß Aibons Gesetze umgestoßen hat.«

»Ich weiß es nicht, hoffe aber, daß wir es herausfinden. Wir werden nicht locker lassen, Suko.«

»Das hoffe ich.«

Die Ampel sprang um. Der Teil Londons, durch den wir fuhren,

gehörte zu den düsteren Ecken. Die Nähe des Hafens war zu riechen. Wir hörten den Lärm, sahen die Möwen durch die Luft segeln, vernahmen manchmal das Tuten einer Schiffssirene, fuhren an Gleisen entlang, über die Güterwaggons ratterten, und sahen die schwerbeladenen Trucks, die mit ihrer Fracht durch die schmalen Straßen rollten.

Zum Glück verfuhren wir uns nicht. Nahe der Docks befand sich die Firma Lester Conways.

Auf dem fast leeren Hof stand noch ein Streifenwagen. Als wir stoppten und ausstiegen, kam ein Kollege auf uns zu. »Die Zeugin befindet sich im Haus.« Der Mann deutete auf einen barackenähnlichen Bau, dessen Tür offenstand.

»Gibt es sonst noch etwas Neues?«

»Nein, nicht mehr. Die Frau ist nur mit den Nerven am Ende. Wir hatten einen Arzt kommen lassen. Er gab ihr eine Beruhigungsspritze. Jetzt können Sie wieder mit ihr reden.«

»Danke.«

»Sollen wir noch bleiben, Sir?«

»Nein, wenn ich eure Hilfe brauche, werde ich anrufen.«

Der Beamte grüßte und ging. Wir aber betraten die Büro-Baracke, wo wir einen Mann mit blassem Gesicht auf einem Stuhl hocken sahen. Die Frau, um die es ging, saß hinter dem Schreibtisch. Sie schaute mit leerem Blick gegen die Scheiben.

»Sind Sie vom Yard?« fragte der Mann.

»Ja.« Wir stellten uns vor.

»Das ist gut. Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll. Alles ist so schrecklich.«

»Sind Sie ebenfalls ein Zeuge?« fragte Suko, während ich schon auf die Frau zuging, die träge den Kopf drehte und mich anschaute. Was der Mann sagte, verstand ich nicht, weil ich angesprochen wurde.

»Sie kommen vom Yard?«

»Ja, Madam. Mein Name ist John Sinclair.«

»Auch Sie können mir nicht helfen«, sagte sie mit müde klingender Stimme. »Nein, das schaffen Sie nicht.«

»Vielleicht doch. Wer sind Sie?«

»Muriel Conway.«

»Okay, Muriel, können Sie mir vielleicht erklären, was hier geschehen ist? Ich weiß, daß es Ihnen schwerfällt, aber Sie müssen es einfach versuchen. Um so größer sind die Chancen.«

»Welche? Für meinen Bruder?«

»Möglich.«

»Den bringen Sie nicht mehr zurück. Der ist von Jarveena abgeholt worden.«

»Heißt so die Frau mit den drei Särgen?«

»Sie… Sie kennen diese Person?«
»Ich sah sie einmal.«
»Und haben überlebt? Warum Sie, weshalb nicht mein Bruder? Können Sie mir das erklären?«
»Nein, aber vielleicht Sie, Muriel.«
Sie schaute mich an. Ihre Augen besaßen einen trüben Glanz. Ich sah, daß sie nachdachte. Schließlich hob sie die Schultern. »Sie ist gekommen, um ihn abzuholen. Ich, ich konnte nichts tun. Sie stand auf dem Hof. Ich wurde starr und mußte mit ansehen, wie sie meinen Bruder in einen der Särge steckte.«
»Wirklich ohne Grund, Muriel?«
Die Frau schaukelte auf dem Stuhl von einer Seite zur anderen. »Ich weiß nicht genau, aber…«
»Also hatte sie einen Grund?«
»Ja, den hatte sie tatsächlich. Sie sagte es mir und ihm. Er hat etwas getan.«
»Was?«
»Lester hat gemordet.«
Das war für mich eine Überraschung. Ebenfalls für Suko, der näher gekommen war und die Worte ebenfalls vernommen hatte. Wir nahmen die Frau zwar nicht gerade ins Kreuzverhör, aber unsere Fragen prasselten von zwei Seiten auf sie nieder. So erfuhren wir eine Geschichte, die eine schreckliche Tat beinhaltete, die nicht hier auf dieser Welt geschehen war, sondern in Aibon.
»Ihr Bruder hat also die Eltern dieser Jarveena getötet?« faßte ich noch einmal zusammen.
»So ist es.«
»Und weshalb kam das Mädchen mit drei Särgen zu Ihnen? Können Sie sich das erklären?«
»Nein.«
»Denken Sie nach? War er vielleicht nicht allein?« Suko stellte die Frage.
Er wurde auch angeschaut. »Ich… ich weiß es nicht genau, aber Lester benahm sich so komisch. Die… die Frau war schon da, da wollte er noch einmal telefonieren.«
»Mit wem?«
»Er kennt da jemand, der Zack Adler heißt. Die beiden sind Freunde. Eigentlich gehört noch ein dritter dazu. Er heißt Tom Sullivan.«
Suko notierte die Namen, während ich die nächste Frage stellte. »Kennen Sie die Männer, Muriel?«
»Natürlich.«
»Drei Särge«, sagte ich. »Einer war für Ihren Bruder. Könnten die anderen beiden für Adler und Sullivan reserviert gewesen sein?«
»Das ist möglich.«

»Dann brauche ich die Adressen.«
Sie überlegte noch. »Adler ist Fotograf. Er lebt im Westend, glaube ich.«
»Gut, und Sullivan?«
»Über ihn weiß ich nicht viel. Er hat sich zurückgezogen und malt. Mein Bruder hatte kaum noch Kontakt zu ihm. Er sprach davon, daß Tom wirr im Kopf wäre. Seine Bilder, ich habe eines mal gesehen, zeigen wohl nur grauenhafte Szenen. Wahrscheinlich malt er seine eigenen schrecklichen Phantasien aus.«
»Wissen Sie wirklich nicht, wo er lebt?«
»Nein!«
Suko stieß mich an. »Das kriegen wir heraus.«
Er hatte recht. Wichtig für uns war ein Mann namens Zack Adler. Ich ging davon aus, daß sich Jarveena auf ihrer Todestour auch an ihn wenden würde.
»Wo wohnt Adler?«
»Nahe der Kensington Road. De Vere Street, glaube ich.«
»Danke sehr.«
Suko ging schon zur Tür. Ich wandte mich noch einmal an Muriel. »Soll ich noch einen Arzt schicken?«
»Nein, ich schaffe das so.«
»Ich gebe schon auf sie acht«, sagte der Mann im Kittel, der unserem Gespräch gefolgt war.
»Gut, machen Sie das.«
Suko und ich aber hatten es verdammt eilig…

***

»Aber Loretta, du sollst eine Italienerin darstellen und keine prüde Zicke. Mach schon, mach schon, du bist in der Sonne Italiens, liegst am Lido, räkelst dich, siehst die Blicke der Männer auf dich gerichtet und denkst daran, daß dein Körper so herrlich braun geworden ist, weil du ihn mit dem Oil of Sun eingerieben hast.«
»Aber ich bin nicht in Form, Zack. Es regnet doch fast immer hier in London. Wir können ja nach Italien fahren!« schlug das Modell vor. »Wie wär's damit?« Sie sprach einen breiten Liverpool-Slang. Hätte sie nicht so gut ausgesehen, hätte Zack sie schon längst über die Themse nach Hause geschickt. Aber die Leute flogen nun mal wieder auf kurvenreiche Frauen, die so ähnlich aussahen wie die Loren in jungen Jahren. Da war ein gewisser Nachholbedarf zu verzeichnen.
Statt dessen riß sich Zack Adler zusammen. Er lächelte honigsüß. »Klar, Loretta, klar. Das alles werden wir beide noch machen, wenn die Fotos gelingen. Das kann dein Durchbruch sein.«
»Zu was?«
»Zu deiner Karriere.«

»Das erzählst du mir schon seit zwei Jahren.«
»Du mußt auch Geduld haben.«
»Dann bin ich out, wie?«
»Mach's noch mal, Loretta bitte.« Zack Adler stand innerlich unter Starkstrom. Er bewunderte sich selbst, daß er in diesen Augenblicken so ruhig blieb.
Sein Studio war nicht groß. Zwei Räume beherbergte es nur. Einen sechseckigen Arbeitsraum und nebenan ein Zimmer, das die Größe einer Kammer besaß. Dort konnten sich die Modells umziehen und sich hinter einem Vorhang noch duschen.
Zack war ein Mensch, der keine große Karriere gemacht hatte. In London gab es zahlreiche gute Fotografen. Er gehörte zum unteren Drittel und kam einigermaßen über die Runden.
Sein Haar hatte er verloren, deshalb trug er eine braune Perücke. Die war total unmodern, die langen Haare reichten bis auf die Schulter.
Zack war ein aufgedunsener Typ. Man sah ihm an, daß er zuviel trank. Des öfteren war er am Morgen schwer angeschlagen, aber er mußte mit seinen Kollegen mithalten und die Nächte durchmachen. Das gehörte eben dazu, wenn man im Gespräch bleiben wollte.
Sommer und Winter trug Zack seine rote Lederjacke und die grauen Jeans dazu. Seine Hemden besaßen meistens Streifen, da war er immer sehr modern. Einmal im Jahr kaufte er sich auch neue Turnschuhe.
»Ich gehe mich aber schminken.«
»Meinetwegen. Trag's nur nicht zu dick auf.«
Loretta schüttelte den Kopf und zog einen Flunsch. Er schaute der Schwarzhaarigen nach und qualmte dabei.
Das Modell hatte auf einem mit rotweißen Stoff bespannten Liegestuhl gelegen und in die Sonne geschaut, die die Form dieser Bräunungscremedosen besaß. Lorettas Körper besaß genau die Kurven an den Stellen, wo sie hingehörten. Sie war ein Typ, der Männer anmachte und noch einen Siebzigjährigen mit der Zunge schnalzen ließ.
Wenn alles glatt lief, würde ihr Bild bald zahlreiche Plakatwände schmücken. Noch war es nicht durch, aber die Auftraggeber zeigten sich zufrieden. Jedenfalls hatten die ersten Probeaufnahmen hingehauen, ohne daß Loretta auch nur ein Wort gesagt hätte. Wenn das geschah, war alles aus.
Ein Scheinwerfer war an. Seine gleißenden Strahlen erhitzten die kleine Bühne. Zack schaltete ihn aus. Es wurde dämmrig im Raum. Er ging zum Fenster und schaute nach draußen.
Sein Atelier befand sich am Ende einer Sackgasse. Wenn er über die Dächer am Wendehammer hinwegschaute, konnte er den Park sehen, wo die Bäume, die ersten Knospen bekommen hatten. Im Sommer war

es hier herrlich, aber den Winter konnte man vergessen.

Loretta hatte ihre gute Laune wiedergefunden. Zack Adler hörte sie singen.

Er überlegte, ob er sie anmachen sollte. Zweimal hatte sie mit ihm geschlafen. Das lag einige Zeit zurück, da hatte sie unbedingt einen Job haben wollen. Jetzt ging sie nicht mehr mit ihm ins Bett.

Dafür hatte sie einen neuen Freund. Schauspieler nannte der sich. Im letzten Bond-Film hatte er eine winzige Nebenrolle bekommen und hielt sich nun für den Größten.

Auf dem Boden neben dem Fenster stand ein mit Wasser gefüllter Blecheimer. In ihn warf der Fotograf die Kippen, drehte sich um, weil er Loretta Bescheid sagen wollte - und blieb stehen, denn er war nicht mehr allein im Raum.

Vor der Tür stand ein Mädchen mit goldfarbenen Haaren, die funkelten, als würden sie vom Wind bewegt. Der Fotograf hatte zunächst nur Augen für die Kleine. Er sah sie mehr beruflich an und konnte sich vorstellen, daß sie genau in sein Konzept paßte. Wenn sie etwas präsentierte, das ließ sich verkaufen.

Aber wie war sie in sein Atelier gekommen? Er hatte die Tür nicht gehört. Normalerweise meldete man sich an.

Dann fiel ihm noch etwas auf.

Die Fremde hielt drei Seile um die rechte Hand gewickelt. Jedes Seil war mit einem gläsernen Sarg verbunden.

Und einer davon war belegt!

Die Augen des Fotografen weiteten sich entsetzt. Zuerst hatte er die Gestalt nicht erkannt, dann glaubte er an eine Halluzination, nur war dies keine.

Die Person, die auf dem Rücken lag und sich dabei matt bewegte, war sein alter Freund Lester Conway.

Er ballte die Hände zu Fäusten, schüttelte den Kopf und spürte auf seinen Handflächen den Schweiß. Darüber kam er einfach nicht hinweg. Wie war es möglich, daß Lester im Sarg lag? Hatte das zarte, elfenhafte Wesen es getan?

Zack Adler strich eine Haarsträhne zurück. Er nickte der Goldhaarigen zu. »Sag mal«, flüsterte er.

»Träume ich?«

»Nein…«

Ihm schwang eine glockenhell klingende Antwort entgegen, aber etwas in der Stimme warnte ihn trotzdem. Ein drohender Unterton. Vielleicht auch das Wissen um bestimmte Dinge.

Adler leckte über seine Lippen, wie eine satte Katze. »Du bist also echt?« stellte er fest.

»Ja.«

»Und was willst du hier?«

Die Antwort setzte ihm hart zu. »Der zweite Sarg, der in der Mitte, ist für dich!«

Adler bekam eine Gänsehaut. Er sagte zunächst einmal nichts. Die Worte mußten wirken, sie sollten sich setzen, er wollte über sie nachdenken, dann grinste er schief.

»Glaubst du mir nicht?«

»Das ist schwer. Ich meine… ich…«

»Schau dir deinen Freund an. Ihn habe ich schon erwischt. In wenigen Minuten ist er tot. Du kannst noch etwas länger leben, die Luft reicht ungefähr für eine Stunde. Vielleicht auch weniger. Es kommt darauf an, wie du atmest.«

»Ach so ist das.«

»Genau.«

Zack Adler begann zu grinsen, obwohl ihm dabei ein kalter Schauder über den Rücken fuhr. »Und du meinst tatsächlich, ich würde mich in diesen Sarg aus Glas hineinlegen?«

»Das wirst du müssen.«

Adler hob den rechten Arm und ballte die Hand zur Faust, »Damit schlage ich dich in den Boden.«

»Hast du das bei meinen Eltern auch getan?«

»Wie?«

»Denk an Aibon. Du, Zack Adler, Tom Sullivan und Lester Conway, ihr habt euch Guywano zugewandt und meine Eltern ermordet. Aber ihr habt mich vergessen. Ich bin gekommen, um Rache zu nehmen.. Meine Eltern sind grausam gestorben, euch soll es nicht anders ergehen. Auch ihr werdet sterben, und ich sorge dafür.«

»Du bist verrückt.« Zack begann zu schwitzen. »Hör zu, Süße. Öffne den dritten Sarg, und zwar sofort. Ich will, daß du meinen Freund da rausholst. Klar?«

»Ich habe verstanden, aber ich werde deinem Befehl nicht nachkommen. Hier geschieht das, was ich will. Das sollte dir inzwischen klargeworden sein. Ich bin diejenige, die hier regiert. Du wirst dabei keine Chance bekommen.«

Sie hatte die Worte mit einem Selbstverständnis gesagt, das den Fotografen erschreckte. Er wußte allerdings auch, daß er keine Zeit verstreichen lassen durfte. Sein Freund Lester war schon mehr tot als lebendig. Und Zack handelte.

Er ging auf die Frau zu. Nach den ersten beiden Schritten hätte er schon mißtrauisch werden müssen, als er plötzlich die andere Luft einatmete, die er aus Aibon kannte.

Damals hatte er sie als angenehm empfunden. Heute konnte sie tödlich für ihn werden.

Sie ließ ihn kommen und sagte nur: »Ich heiße Jarveena, damit du weißt, wer dich tötet.«

Er lachte noch, doch dieses Geräusch brach so schlagartig ab wie auch seine Bewegungen. Plötzlich konnte sich Zack Adler nicht mehr rühren. Steif wie ein Brett stand er vor diesem jungen Mädchen mit den goldfarbenen Haaren, hielt den Mund noch offen und versuchte vergeblich, seine Augenlider nach unten zu drücken.

Eine unheimliche Starrheit hielt ihn gefangen. Jarveena aber lächelte nur und ließ die Bänder fallen.

Wieder klatschten sie zu Boden. Sie bückte sich und öffnete den Deckel des mittleren Sargs. Es gab ein saugendes Geräusch, als er sich vom Unterteil löste.

Zack Adler, der in die Magie des Landes Aibon geraten war, stand da wie eine Plastik. Er tat nichts, als Jarveena auf ihn zuging, ihn packte und dann kippte.

Geschickt fing sie ihn ab, hob ihn an und legte ihn in den Sarg. Dies geschah mit genau einstudierten Bewegungen, kaum ein Geräusch war zu vernehmen. So wie das Mädchen handelte, sah es so aus, als würde es nur seine Pflicht tun.

Adler lag auf dem Rücken. Seine Arme befanden sich rechts und links des Körpers. Mit den Knöcheln berührte er noch den inneren Sargrand.

Jarveena tat nichts. Sie schaute ihn nur starr an, mit einem verächtlichen Zug um die Mundwinkel.

Dann nahm sie den Deckel hoch und drückte ihn mit einer vorsichtigen Bewegung wieder auf das Unterteil. Sie preßte ihn noch einmal an, nickte zufrieden und griff nach dem Seil.

Genau in diesem Augenblick wich die Starre des Fotografen. Er reagierte wie Lester Conway, drückte seinen Kopf hoch und stieß hart mit der Stirn gegen den Sargdeckel. Er riß weit den Mund auf und begann zu schreien, doch die dicken Wände schluckten den Laut. Sie bestanden nicht nur aus weißem Glas, dazwischen waren bei genauerem Hinsehen grünliche Einschlüsse zu erkennen, als wollte das Land Aibon ein Beweis seiner Existenz antreten.

Jarveena lächelte kalt. »Der zweite«, sagte sie leise, »den dritten werde ich mir noch holen.« Sie richtete sich auf und hörte plötzlich die vorsichtig gesetzten Schritte.

Sofort drehte sie sich um.

Loretta stand vor ihr. Sündhaft schön, aber mit angstvoll geöffneten Augen. Der knappe Bikini malte nur zwei helle Streifen auf ihre dunklere Sonnencreme-Haut. An den Füßen trug sie hochhackige Sandaletten, die Arme hielt sie vom Körper gespreizt, und auf ihrem Gesicht stand das Nichtbegreifen.

»Geh weg!« flüsterte Jarveena. »Geh schnell weg und vergiß, was du hier gesehen hast!«

Loretta nickte. Sie konnte den Blick dieser anderen, unergründlich wirkenden Augen nicht vertragen. Er schien sich in ihre Seele bohren

zu wollen und ihr Inneres zu verändern.

Jarveena aber drehte sich mit einer spielerisch anmutenden Leichtigkeit um und ging davon. Sie zog die Särge hinter sich her, Loretta hörte nur das Schleifen.

Dann war die Fremde verschwunden.

Weder eine Tür noch eine Mauer hatte es geschafft, sie aufzuhalten. Sie schritt hindurch, das Hindernis schien für sie überhaupt nicht vorhanden zu sein.

Aber die Erinnerung blieb.

Loretta dachte an die beiden Männer in den Särgen. Einer von ihnen war Zack Adler gewesen. Er hatte sich verzweifelt gewehrt und gegen die harten Innenwände getrommelt, ohne sie allerdings zerbrechen zu können. Er war und blieb ein Gefangener, mehr tot als lebendig.

Loretta dachte über die letzte Formulierung nach. Bisher war sie stumm gewesen, der Schock löste sich urplötzlich. Sie riß ihre schwarzen Haare hoch und vergrub dann ihre zehn Finger darin.

Dann begann sie zu schreien.

Schrill wie eine Sirene. Irgendwann konnte sie nicht mehr und brach auf der Stelle ohnmächtig zusammen…

***

Suko blieb freundlich, als er sagte: »Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie etwas schneller fahren können.«

Der Fahrer drehte sich nicht einmal zu dem Inspektor hin um und schüttelte stur den Kopf. »Nein, das werde ich nicht. Man hat mich schon zweimal angeschossen. Ich habe keine Lust, die Pension der Bullen zu bezahlen. Sie verstehen.«

»Klar, ich bin selbst ein Bulle.«

»Auch das noch.«

Er fuhr trotzdem nicht schneller. Außerdem war der Verkehr einfach zu dicht. Südlich des Hyde-Parks knubbelten sich förmlich die Wagen, so daß es immer wieder zu Staus kam.

Suko und sein Freund John Sinclair hätten das Richtige getan und sich getrennt. Nach der Devise: Getrennt marschieren, vereint schlagen. Während der Chinese unterwegs zu Zack Adler war, wollte John Sinclair sich um Tom Sullivan kümmern, dessen Anschrift er mit Hilfe der Computer-Abteilung ermittelt hatte.

Da die De Vere Street als Sackgasse endete, konnten sie nicht über die breite Kensington Road fahren. Am Gelände des Natural-History-Museums gerieten sie wieder in einen Stau, der von Bussen verursacht wurde, die auf die Parkplätze einbogen.

Hier bestaunten die Touristen nicht allein das Museum, auf dem gleichen Gelände lag noch die berühmte Royal Albert Hall und das Imperial College of Science.

Auch das ließen sie hinter sich, mußten in die Queen Gate einbiegen, erreichten schließlich die Gloucester Road, und von dort war es nur mehr ein Katzensprung bis zum Ziel.

In dieser Gegend lohnte es sich zu wohnen. Alte Häuser, noch viel Baumbestand, weniger Verkehr, es wurde viel renoviert oder gebaut. Wintergärten waren in Mode gekommen. Sie klebten wie moderne Plastiken vor oder hinter den alten Hausfassaden.

Auch Zack Adlers Studio lag in einem alten Haus mit Eingangs-Portal und geräumigen Wohnungen, durch deren hohe Fenster viel Tageslicht fiel. Vor dem Haus stoppte der Fahrer mitten auf der Straße. »Ich hoffe, es war Ihnen schnell genug.«

»Das wird sich zeigen«, erwiderte Suko, als er zahlte.

»Ich brauche wenigstens nicht zu blechen!« rief der Driver dem Inspektor nach.

Suko eilte auf das Haus zu. Er mußte einen Vorgarten durchqueren und sah rechts neben der Tür ein Messingschild, auf dem sich Zack Adler in geschwungenen Lettern verewigt hatte.

Als Berufsbezeichnung gab er Fotograf für Mode und Werbung an.

Die Tür war verschlossen. Suko entdeckte ein Klingelbrett, dort auch den Namen Adler, aber es öffnete ihm niemand. Er versuchte es im Parterre, wo ein Anwalt seine Praxis hatte.

Noch vor- der Bürotür erklärte der Inspektor einer Sekretärin, weshalb er ins Haus gewollt hatte.

Die Frau schaute sich den Ausweis genau an und nickte gnädig.

Für Suko war es ein Startsignal. Zwar gab es einen altertümlichen Lift mit Scherengittern, doch der Chinese verließ sich lieber auf seine Füße.

Rasch eilte er die breiten Steinstufen der Treppe hoch. Bis in die zweite Etage mußte er. Alles war groß und weiträumig gebaut worden. In diesem Treppenhaus konnte man tanzen.

Die breite Wohnungstür war verschlossen. Suko legte ein Ohr gegen das Holz und glaubte, einen dünnen Schrei oder ein Wimmern zu hören. Augenblicklich schlug seine innere Alarmglocke an.

Sein »Besteck« trug er immer bei sich. Dabei öffnete er das Schloß in Sekundenschnelle und drückte die Tür auf. Er betrat einen breiten Gang, von dem zwei Türen abzweigten. Eine stand spaltbreit offen und führte ins Atelier, wie ein Pfeil anzeigte.

Suko war vorsichtig. Auch das Schluchzen ließ ihn nicht im reinen Überschwang handeln. Er blieb einen halben Schritt vor der Tür stehen, drückte dann mit der Fußsohle dagegen und ließ sie nach innen schwingen.

Sie quietschte ein wenig in den Angeln und zeigte Suko einen Ausschnitt des Ateliers.

Er schaute auf die kleine Bühne, wo der Hintergrund einen Strand

zeigte. Davor stand ein leerer Liegestuhl. Die Lampe brannte nicht mehr. Das Modell, eine gut gebaute schwarzhaarige Person hockte auf dem Boden, sah Suko und begann zu schreien.

Zwei Herzschläge später verstummte sie, weil Suko ihr eine Hand auf den Mund gepreßt hatte. »Polizei!« zischte er ihr ins Ohr. Das Wort wirkte Wunder.

Die Schwarzhaarige erschlaffte unter seinem Griff, so daß Suko die Mundsperre lösen und Loretta durchatmen konnte. Sie faßte sich sehr schnell wieder. »Großer Himmel, haben Sie mich aber erschreckt. Ich… Ich bin ohnmächtig geworden, wissen Sie…«

»Wann?«

Sie trat einen Schritt zurück und verschränkte die Arme vor der Brust, als würde sie sich schämen.

»Als die Unbekannte mit den drei Särgen gegangen war.« Ihre Stimme bekam einen leicht schrillen Ton. »Stellen Sie sich vor, die… sie ging durch Wände. Können Sie das begreifen? Die lief einfach durch die Wand.«

»Und?«

»Sie hat ihn mitgenommen.«

»Zack Adler?«

»Ja, Sir, ja. Er lag im Sarg. Er und noch ein anderer.«

»Lebte der Mann noch?«

»Kaum.« Sie ließ die Arme wieder fallen. »Er bewegte sich so komisch, wissen Sie? Matt, ja«, jetzt schaute sie Suko voll an. »So war es. Er hat sich matt bewegt, als hätte er keine Kraft mehr. Es war alles so furchtbar.«

»Das glaube ich Ihnen gern, Miß…«

»Ich bin Loretta, ein Modell.«

»Gut, Loretta. Was wissen Sie noch?«

»Nicht mehr viel. Sie hat Zack geholt. Er war steif und wurde in den Sarg gelegt. Dann zog sie wieder davon, und die drei Särge schleifte sie hinter sich her.«

»Mehr wissen Sie nicht?« fragte Suko.

»Nein.«

»Sie haben auch nicht mit dem Mädchen oder der Frau gesprochen?«

Loretta erschrak. »Gott bewahre. Das… das ist einfach unmöglich gewesen. Ich hatte ja Angst.«

»Dann wissen Sie auch nicht, wo die Frau mit ihren drei Särgen hingezogen ist?«

Sie drehte sich um und ging. Suko durchquerte noch einmal das Zimmer. Loretta war in den Nebenraum gegangen und hatte sich dort umgezogen. Sie trug jetzt einen engen, schwarzen Rock und eine locker fallende Bluse. Darüber hatte sie eine unechte Pelzjacke gestreift, die violett changierte.

»Kann ich gehen?« fragte sie.
»Wohin?«
Durch das Weinen war die Schminke in Lorettas Gesicht verlaufen. Es hatte etwas Clownhaftes bekommen. »Das ist eine gute Frage, Mister. Ich gehe jetzt los und trinke mir einen. Ja, ich muß einen Schluck haben, verdammt.« Sie verfiel wieder in den Liverpooler Slang und schulterte ihre Umhängetasche.
»Sagen Sie mir Ihren Namen, bitte.«
Loretta gab Suko eine Karte, die er einsteckte. »Sonst noch etwas, Mister?«
»Nein.«
Sie kam auf Suko zu. »Aber ich habe noch eine Frage, wenn es erlaubt ist!«
»Bitte.«
»Ich… ich begreife so etwas ja alles nicht. Vielleicht fehlte mir da der Überblick. Ich hatte nur Schiß. Die Särge sahen furchtbar aus, das kann ich Ihnen sagen. Und als die Männer drinlagen, da war es noch schlimmer. Sind sie tot?«
»Ich hoffe, daß ich einen zumindest noch retten kann.«
»Ja, tun Sie das. Es wäre schlecht, wenn Zack Adler stirbt. Nicht nur für ihn, auch für mich. Er hatte einen Job, der mich fein rausgebracht hätte.«
Suko schüttelte den Kopf. »Daß Sie jetzt an so etwas denken können, Loretta.«
Sie hob die Schultern. »Was wollen Sie, Mister? Life is Life. Jeder muß zusehen, daß er in dieser Zeit durchkommt.« Dann ging sie, und Suko verstand mal wieder die Menschen nicht. Er war eben anders erzogen worden und kannte noch die wahren Werte.

***

Tom Sullivan war Maler von Beruf. Für die »normalen« Menschen ein Exot, und so exotisch wohnte und lebte er auch. Er hatte sich sein Haus auf einer Insel gebaut. Sie wiederum lag im Londoner Süden, an einem der vielen toten Themse-Arme, die allmählich verschlammten.
Ich befand mich auf dem Weg dorthin.
London kenne ich gut, aber diese kleinen Inseln inmitten der toten Stromarme waren nicht mein Fall. Ich hatte mich nach Brentfort hin orientiert und eine Uferstraße gefunden, die kaum befahren wurde. In der Nähe und etwas oberhalb liegend führte die breite London Road vorbei, auf der der Verkehr rollte.
Neben mir wälzte sich der graue Strom weiter durch sein Bett. Die Farbe des Wassers war kaum anders als die der Wolken hoch über mir. Schiffe schoben sich durch die Fluten. Leichte Dunstschwaden berührten das Wasser. Vögel begleiteten die Schiffe, und das grüne

Ufergestrüpp stand manchmal dicht wie eine Wand.

Ich hatte es zwar eilig, konnte aber nicht schnell fahren. Der Untergrund glich an manchen Stellen schon einer kleinen Hügellandschaft, so daß der Rover seine Mühe hatte.

Rechts von mir lag der Fluß. Auf den Knien hatte ich die Karte ausgebreitet. Sie war detailgenau.

Auch die Insel, auf der Tom Sullivan lebte, war eingezeichnet.

Die Themse schlug einen Bogen. Die einzelnen Inseln von unterschiedlicher Größe lagen mehr dem Ufer zugewandt, an dem ich entlangrollte. Einige waren bewohnt. Ich sah die Dächer wie schräge rote Flächen und hin und wieder auch einen Rauchstreifen aus einem Kamin steigen.

Die sehr nahe am Ufer liegenden Inseln besaßen eigene Stege. Manche von ihnen sahen arg mitgenommen aus, wahrscheinlich waren sie bei Überschwemmungen zerstört und dann notdürftig repariert worden. Ansonsten erreichte man die Eilande mit Booten.

Menschen waren mir auf den Inseln nicht aufgefallen. Diese Eilande wirkten wie dunkle, tote Augen im gurgelnden Strom des Wassers. Manche waren so dicht bewachsen, daß die Bepflanzung an den Ufern wie ein Dschungel aussah.

Sullivans Insel hatte ich mir auf der Karte rot angekreuzt. Da ich sehr langsam dahinrollte, konnte ich während der Fahrt Vergleiche anstellen.

Der Weg senkte sich etwas. Schräg vor mir lag wieder ein grüner Streifen im Wasser. Eine schmale Zunge, auf der ein Haus stand, das von Unkraut und Buschwerk umgeben war.

Sullivans Insel!

Ich ließ den Rover ausrollen, stieg aus und drückte die Tür sacht ins Schloß.

Wind wehte mir ins Gesicht. Das Schreien der Möwen hörte sich wütend an. Das alte Wasser stank und war nicht besonders appetitlich. Wie hinkommen und nicht schwimmen?

Ich rutschte dem Ufer entgegen. Dicht vor mir kräuselten sich leichte Wellen dem Uferschlamm entgegen. Schilf bewegte sich so starr, als würde es von Händen zwischendurch festgehalten.

Der schmale Steg, er bildete die Verbindung zwischen Insel und Ufer, hob sich kaum von der Farbe des Wassers ab. Deshalb erkannte ich ihn auch ziemlich spät.

Die Wellen unterspülten ihn. Bei Hochwasser würden sie über das faulige Holz gleiten. Auf der Fläche fehlten einige Planken. Andere hingen nur noch an einer Seite fest.

Bevor ich den Untergrund betrat, warf ich noch einen Blick auf die Insel.

Dort rührte sich nichts. Ein Haus sah ich ebenfalls nicht. Das hatte

nichts zu bedeuten, denn auf dem Fleck wucherten Büsche und Krüppelbäume, die gut und gern die Höhe einer normalen Hütte erreichten.

Ich ging sehr vorsichtig, machte größere Schritte, wenn ich an die Löcher geriet und spürte, daß auch die normalen Holzbohlen unter meinen Füßen nachgeben wollten.

Der Steg hielt!

Ich näherte mich der Insel, wo sich noch immer nichts tat. Aus einem Baum stiegen Vögel hoch und verschwanden in den ziemlich tief hängenden grauen Wolken.

Auf dem Eiland duckte ich mich zunächst hinter die natürliche Deckung. Zwei Minuten wartete ich, ob sich etwas tat. Nichts geschah. Man schien mich nicht entdeckt zu haben.

In der Nähe lag ein alter Holzkahn. Der Inselbewohner hatte ihn auf die Uferschräge gezogen.

Einen Pfad suchte ich vergebens. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mir eine Stelle auszusuchen, wo die Büsche nicht mehr so dicht standen. Gras schabte an meiner Kleidung. Unter sperrigen Zweigen duckte ich mich hinweg. Manche standen ab wie Finger. Sie streifen auch mein Haar. Geräuschlos konnte ich mich leider nicht voranbewegen, aber es zeigte sich niemand, der auf diese Laute reagiert hätte.

Dann sah ich das Haus.

Nein, kein Haus. Eine alte Hütte. Zusammen- oder zurechtgezimmert aus Baumstämmen und Ästen.

Sie duckte sich in das Gestrüpp hinein, als hätte sie Angst, entdeckt zu werden.

Fenster besaß sie auch. Die Scheiben schimmerten dunkel, und die Tür befand sich an der Schmalseite.

Sie war noch nicht wichtig für mich. Ich näherte mich geduckt einem der Fenster, erreichte die Wand und blieb für einen Moment stehen, bevor ich mich behutsam in die Höhe schob, um durch die Scheibe zu peilen.

Sie war nicht nur schmutzig, auch feucht. Es war fast unmöglich, in das Innere zu schauen. Zudem brannte in der Hütte kein Licht.

Aber es befand sich jemand darin. Dort bewegten sich Schatten, ich hörte auch Stimmen, ohne verstehen zu können, was die beiden Personen sagten. Jedenfalls handelte es sich bei ihnen um eine Frau und um einen Mann. Sullivan und das Mädchen aus Aibon?

Ich huschte zur Tür.

Sie sah verschlossen aus, war es aber nicht. Bei genauerem Hinsehen stellte ich fest, daß sie spaltbreit offenstand. Für mich natürlich ideal.

Ich drückte die Tür noch weiter auf, um hineinschauen zu können.

Die Hütte bestand nur aus einem Raum. Die Stimmen waren jetzt

besser zu verstehen. Ich sah die zahlreichen Bilder, die nicht nur an den Wänden hingen, sondern auch auf dem Boden standen.

Ein rascher Blick über die Motive zeigte mir, daß dieser Maler seine erschreckenden Phantasien in den Bildern ausgetobt hatte. Sie alle zeigten keine freundlichen Motive, waren düster und wirkten drohend und abschreckend. Grün überwog, als hätte der Künstler das gemalt, was er in Aibon gesehen und erlebt hatte.

Mir rann es kalt den Rücken hinab, als ich Sullivan sah. Er konnte nicht so alt sein, wirkte aber wie ein Greis mit seinen langen, grauen Haaren, die bis auf die Schultern hingen. Er hockte auf einem Klappstuhl, und sein Gesicht war der Person zugewandt, die vor ihm stand, und die er mit dem Namen Jarveena ansprach.

»Ich habe dafür gebüßt!« hörte ich ihn sprechen. »Ja, ich habe gebüßt. Ich bin ein anderer geworden. Ich mußte mich einfach zurückziehen, ich konnte nicht mehr unter den Menschen leben. Deshalb kaufte ich die Insel und baute mir hier ein Haus. Ich wollte allein mit meinen Träumen und Ängsten sein. Um sie zu überwinden, mußte ich malen, nur malen. Ich wollte mir die Furcht von der Seele zeichnen. Schau dich um, Jarveena. Was du hier siehst, das muß dir bekannt vorkommen. Das alles ist das düstere Aibon, so wie es uns Guywano berichtet hat, der auch dafür sorgte, daß wir die Tat begingen.«

Jarveena mit den goldenen Haaren schüttelte leicht den Kopf. »Du kannst sagen, was du willst. Du suchst nach Entschuldigungen. Ich aber habe geschworen, die Mörder meiner Eltern zu finden. Und ich habe sie gefunden. Schau her, sieh dir deine beiden Freunde genau an.«

Bisher hatte ich sie auch nicht gesehen, denn die Särge befanden sich hinter Jarveena, versteckt im Halbdunkel der Hütte, wo kein Tageslicht mehr hinkam.

Das Mädchen mit den goldenen Haaren bewegte den rechten Arm. Etwas schleifte über den rohen Boden. Sie trat noch einen kleinen Schritt zur Seite. Aus dem Düstern schoben sich die drei hellen Gegenstände hervor, die ich als Särge identifizierte.

Zwei von ihnen waren belegt.

Durch Muriel Conways Erzählungen wußte ich, daß ihr Bruder lebend in eine gläserne Totenkiste gesteckt worden war. Jetzt rührte er sich nicht mehr.

Auch der zweite Mann bewegte sich nicht. Die beiden mußten tot sein, zumindest in einer tiefen Bewußtlosigkeit liegen. Solange noch diese Chance bestand, durfte ich keine Sekunde länger zögern und nur den Zuschauer spielen.

Gesehen hatte man mich wohl nicht. Aber Jarveena merkte etwas. Sie schaute an Sullivan vorbei zur Tür.

Ich schob sie weiter auf, so daß ich den Raum betreten konnte. Mit einem langen Schritt glitt ich in die Hütte und befahl: »Öffne die beiden Särge, Jarveena!«

***

Aus dem Mund des Malers löste sich ein Schrei, so überrascht war er. Tom Sullivan blieb nicht sitzen. Er schraubte sich in die Höhe und drehte sich blitzschnell um.

Wir starrten uns für einen Moment an.

Sein Gesicht wirkte alt, zerfurcht. Eine feuchte Haut, die an den Kinnbacken überhing, so daß sein Gesicht etwas Hamsterartiges bekam. Er wollte etwas sagen, schaffte es aber nicht, außerdem sprach Jarveena, und sie redete mich mit meinem Namen an.

»John Sinclair«, sagte sie, »wie hätte es anders sein können? Ich habe dich schon fast vermißt. Wir sind uns einmal begegnet.«

»War es Zufall?«

»Nein, ich habe dich gesucht. Ich wollte dich durch mein Erscheinen auch davor warnen, dich mit mir zu beschäftigen. Laß Aibon in Ruhe! Zumindest den Teil des Landes, in dem ich lebe. Guywano muß dir reichen.«

»Nicht immer«, sagte ich. »Diesmal hat es mir nicht gereicht. Ich will, daß du die Särge öffnest.«

»Weshalb? Die beiden sind tot.«

»Vielleicht auch nicht. Es gibt Menschen, die sehen wie tot aus, sind aber nur bewußtlos.«

»Ich öffne sie nicht!«

Damit hatte ich gerechnet, nickte ihr zu und sagte: »Dann werde ich es übernehmen.«

»Bitte.«

Jarveena hinderte mich nicht daran, als ich auf sie und die beiden gläsernen Totenkisten zuschritt.

Auch der Maler beobachtete mich gespannt. Sein Mund stand offen. Er atmete hektisch und unregelmäßig. Dabei wischte er seine schweißfeuchten Handflächen ständig am Stoff seiner verwaschenen Hosenbeine ab.

Beide taten nichts und ließen mich gehen. Das irritierte mich ein wenig. Wenn ich die Särge öffnete, zerstörte ich ihren Plan. Das konnte sich Jarveena nicht gefallen lassen.

Sie schaute mich an. Auf ihren Lippen lag ein Lächeln, das mir überhaupt nicht gefiel. Das war irgendwie wissend und auch ein wenig arrogant.

Jarveena war schön. Wie viele Frauen oder Mädchen aus dem geheimnisvollen Land Aibon hatte sie etwas Elfenartiges an sich. Auch wenn sie stand, hatte der Betrachter das Gefühl, als würde sie leicht

über dem Boden schweben.
Sie ließ mich näher herankommen, ohne auch nur den kleinen Finger zu rühren.
Bis ich plötzlich die andere Luft wahrnahm. Ich kannte sie. Eine unnatürlich klare Luft, die ich einatmete und dabei das Gefühl bekam, sie zu trinken.
Für einen Moment rann sie durch meine Adern, füllte sie aus, ich spürte den Schwindel und dachte daran, daß ich mein Kreuz in der rechten Tasche stecken hatte und daß es sicherlich ebenfalls die grüne Farbe des Landes Aibon angenommen hatte.
»Öffne den…«
Ich sah das Lächeln, das Schütteln des Kopfes. Lächeln und Kopf wurden immer breiter. Himmel, so breit konnte kein Gesicht werden. Es verwandelte sich in eine Fratze aus Gummi, wurde bunt und gleichzeitig auch golden.
Dann sprach sie, und sie redete mich direkt an. »Ich habe es mir überlegt, John Sinclair. Der dritte Sarg ist für dich. Nur für dich…«
Dann wußte ich nichts mehr!

***

Direkt bewußtlos wurde ich nicht, das war ein anderes Gefühl, aber ich befand mich in einer fremden Umgebung, die mich fesselte, umschlang, so daß ich mich nicht rühren konnte. Etwas geschah mit mir, ich wußte nicht genau, was es war. Jedenfalls kippte ich, drehte mich, geriet in die Waagerechte und wollte gegen meinen Zustand ankämpfen, was mir nicht gelang.
Ich fiel…
Zeit war bedeutungslos geworden. Auch das Fallen hörte auf. Etwas schob mich aus einer düsteren Tiefe hoch. Plötzlich konnte ich mich wieder bewegen, die Starre war von mir abgefallen, ich drehte mich nach links - und spürte schon im Ansatz der Bewegung den Widerstand. Er war so hart, daß ich ihn nicht überwinden konnte.
Vielleicht an der anderen Seite?
Auch dort besaß ich keine Bewegungsfreiheit. Mein Gefängnis war eng und tief, denn nach oben hin paßte kein weiterer Körper mehr zwischen mich und die Grenze.
Ich bewegte mich, ich fühlte, ich atmete, ich lebte also - und ich konnte sehen.
Als würde ich eine Brille tragen, so verzerrt kam mir die Perspektive vor. Über mir befand sich die Optik. Dahinter sah ich die Gestalt mit den goldenen Haaren und auch den Maler, der sich wieder gesetzt hatte. Beide wirkten perspektivisch verzerrt.
War etwas mit meinen Augen?
Nein, zum Glück nicht, aber die Wahrheit war auch nicht viel

ermutigender.
Ich lag in einem Sarg!
Jarveena hatte ihr Versprechen eingelöst und mich in den dritten Sarg gelegt.
Schon wieder!
Ich schluckte und drückte das Gefühl der aufkommenden Panik nieder. Wenn ich vor etwas Furcht hatte, dann war es dieses Liegen in einem Sarg. Seit ich vor Jahren einmal lebendig begraben worden war, hing dieser Fall noch wie ein schlimmes Trauma an mir.
Man hatte mich nicht nur einmal in einen Sarg gesteckt. Irgendwie war ich immer entkommen, auch wenn es manchmal noch schlimmer ausgesehen hatte als jetzt, aber die gläsernen Oberteile der Särge schlossen tatsächlich fugendicht.
Da war kein Durchkommen!
Ich winkelte die Arme an, ballte dabei die Hände zu Fäusten und hämmerte sie unter den Deckel.
Vielleicht gelang es mir, ihn in die Höhe zu stoßen.
Das klappte nicht. Er saß einfach zu hart auf dem Unterteil. Auch mit den Knien gelang es mir nicht, ihn in die Höhe zu drücken. Die Falle war dicht und perfekt.
Ich dachte an meine beiden Leidensgenossen. Sie rührten sich nicht mehr, während ich noch - ja, wie lange eigentlich? Wie lange würde die Luft ausreichen, bis mich der Mangel an Sauerstoff in einen fürchterlichen Tod begleitete?
Das war es, was die Panik in mir auslöste. Diese Angst vor einem langen, so schrecklichen Tod.
Wie ein dichter Schleier würde er über mich kommen und mich in das endlose Dunkel mitreißen. Er würde die Luft nehmen, würde mich quälen und grausam sein, und andere würden dabei zuschauen.
Diese Gedanken ließen mich schwitzen. Ich streckte die Beine wieder aus und dachte daran, daß unnötige und heftige Bewegungen ebenfalls Sauerstoff verbrauchten, den ich viel dringender brauchte.
Ich mußte meine Atmung kontrollieren, mit so wenig Luft auskommen wie möglich. Dabei meine Gedanken ordnen und auf keinen Fall in Panik verfallen.
Panik konnte tödlich sein.
Ich dachte an unseren Job und an Suko. Wir hatten uns getrennt. Auch er würde sein Ziel längst erreicht und festgestellt haben, daß es Zack Adler ebenfalls erwischt hatte.
Wie würde sich Suko verhalten? Was war zwischen uns in einem solchen Fall abgemacht?
Meine Gedanken wurden unterbrochen, weil sich außerhalb des Sargs Jarveena bewegte. Sie trat auf die gläserne Totenkiste zu, blieb für einen Moment an der Seite stehen, nickte mir sogar zu, als wollte

sie mich begrüßen und drückte sich dann in die Knie, um sich auf dem Sargdeckel niederzulassen.

Dort blieb sie sitzen.

Sie schaute von oben herein und hatte ihre Haltung so verändert, daß wir uns gegenseitig in die Gesichter sehen konnten. Wieder produzierte sie das Lächeln.

Es wirkte noch verzerrter. Auf ihrem Gesicht sah ich den grünen Schimmer, hervorgerufen durch die gläserne Wand, die uns beiden trennte.

Sie breitete die Arme aus. Eine Geste, als wollte sie andeuten, daß es ihr leid tat.

Aber das war es nicht. Plötzlich stand sie auf und wurde zu einer anderen.

Diesmal bewirkte ihre Veränderung nicht allein die Optik des Glases, sie hatte sich wirklich verwandelt, denn ich sah, daß sich auf ihrem Rücken etwas bewegte.

Dort wuchsen zwei Gegenstände hervor.

Sie sahen so zerbrechlich aus, dünn wie Glas und besaßen eine bestimmte Form.

Flügel…

Genau, es waren Flügel. Und ich kannte auch Wesen in Aibon, die diese Flügel trugen.

»Trooping Fairies« nannten sie sich. Sie waren so etwas wie Aufpasser in einer Welt, die sich aus Sagen, Legenden und Geschichten zusammensetzte. Aber sie waren nicht gefährlich. Ich hatte sie sogar zu meinen Freunden gezählt und war auf einem »Trooping fairy« durch Aibon geritten. Und jetzt wollte mich eine solche Gestalt töten. Ihr Haß mußte so groß sein, daß sie an nichts anderes mehr denken konnte. Sie wußte, welcher Aufgabe ich nachging.

Ich konnte es einfach nicht zulassen, daß jemand als Rächerin erschien und Menschen umbrachte.

Aus ihrer Sicht blieb ihr deshalb nichts anderes übrig, als mich zu vernichten.

Eine perverse Logik, der ich leider zustimmen mußte. Ich fragte mich nur, was mit dem Maler geschah. Wie würde sie ihn umbringen? Daß sie ihn laufenließ, konnte ich mir nicht vorstellen.

Auch Tom Sullivan war von der Verwandlung überrascht worden. Er schaute Jarveena an, als würde er sie in diesem Moment zum erstenmal sehen. Wahrscheinlich hatte auch ihn das Wachsen der Flügel derart überrascht, aber er tat nichts.

Mit unsicheren Schritten zog er sich in den Hintergrund des Raumes zurück, wo sich eine Staffelei befand, gegen die er stieß, so daß diese kippte und zu Boden prallte.

Jarveena aber bückte sich und nahm die drei goldenen Seile hoch,

damit sie drei Särge ziehen konnte.

Und so setzte sie sich auch in Bewegung. Ich spürte das leichte Rucken des Sargs, als er »startete« und schließlich, zusammen mit den beiden anderen gläsernen Totenkisten, über den Boden glitt.

Jarveenas Ziel war der Ausgang.

Ich lag auf dem Rücken, war gefangen, und mein Blick fiel gegen die Gestalt mit dem langen goldenen Haar, über das helle Funken tanzten. Als wir Tom Sullivan passierten, drehte ich mich nach links.

Er stand da und hatte beide Hände gegen die Wangen gepreßt, Sein Gesicht zeigte Furcht und auch Erstaunen.

Wir aber verließen die Hütte, tauchten ein in die andere Umgebung, und die kalte Angst kehrte wieder zurück.

Sie war wie eine Würgeklammer. Auch wenn ich tiefer hätte Luft holen wollen, es wäre mir kaum gelungen. Auf meiner Stirn lag der Schweiß, ich sah das Zittern meiner Hände. Manchmal verschwamm auch der Rücken Jarveenas vor meinen tränenden Blicken.

In der Hütte hätte ich vielleicht noch eine Chance gehabt, weil Suko mich möglicherweise befreit hätte. Hier draußen auf der Insel nicht, denn Jarveena war noch mächtiger als ich angenommen hatte.

Sie überschritt die Grenzen meiner Welt und tauchte ein in die ihre.

Sie schaffte mich nach Aibon, wo ich endgültig sterben sollte…

Getrennt marschieren, vereint schlagen!

Daran dachte Suko, und er war froh, daß wir gemeinsam die Adresse Tom Sullivans herausgefunden hatten. So wußte der Inspektor, wo sich der Maler hin zurückgezogen hatte.

Wieder mußte er sich ein Taxi nehmen. Die Fahrt zu seinem Ziel kam ihm vor wie eine Folter-Rallye. Er spürte, daß sich sein Freund John Sinclair in großer Gefahr befand und konnte nur noch hoffen, nicht zu spät zu kommen.

Der Fahrer tat sein Bestes. Mit einer Polizeisirene hätte es natürlich besser geklappt, aber auch so jagte er manchmal mit einer fast lebensgefährlichen Geschwindigkeit über die Straßen. Für Strafzettel wollte Suko aufkommen.

Am Ufer der Themse rollten sie langsamer vorbei. Längst hatte Schotter den Asphalt abgelöst. Die Straßenkarte lag auf Sukos Knien, und er verglich die Fahrtstrecke mit den auf den Karten abgedruckten Wegen.

»Sie müssen sagen, wenn ich halten soll, Sir.«

»Ja, geht in Ordnung.«

Suko arbeitete sehr konzentriert. Er verglich die Formen der im Wasser liegenden Inseln mit denen auf der Karte und freute sich, als er die erkannte, auf der Tom Sullivan leben mußte.

»Halten Sie an!« Suko hielt den Fahrpreis bereits in der Hand, plus einem zusätzlichen Trinkgeld.

Der Fahrer bekam die Summe, fragte, ob er warten sollte, aber Suko verneinte. »Sie können im Yard anrufen. Lassen Sie sich dort mit einer Miß Perkins verbinden und erklären Sie ihr, wo Sie mich hingefahren haben. Sie soll dann einen Wagen mit Fahrer schicken.«

»Geht in Ordnung, Sir. Und viel Glück!«

»Danke, das kann ich brauchen.« Suko befand sich schon auf dem Weg zum nahen Ufer, wo er einen Steg entdeckt hatte, der Insel und Festland miteinander verband.

Der Steg war sehr morsch und wacklig. Suko setzte seine Schritte behutsam. Manchmal hatte er den Eindruck, über Schwämme zu schreiten, so weich war der braungraue Untergrund. Über die Lücken glitt er hinweg, erreichte die Insel, wühlte sich durch das sperrige Gebüsch und sah schon sehr bald die Hütte.

Die Tür stand weit offen. Wenn sich jemand in dem Haus befand, mußte er sich sehr still verhalten, weil keinerlei Geräusche nach draußen drangen.

Die Füße des Chinesen schleiften durch das Gras, als er sich im toten Winkel seinem Ziel näherte, neben dem Eingang stehenblieb und in die Hütte schaute.

Viel erkannte er in ihrem düsteren Innern nicht. Weder John Sinclair noch das Mädchen mit den drei gläsernen Särgen waren zu sehen. Dafür aber der Besitzer. Suko nahm jedenfalls an, daß er es war.

Er hockte auf einem Stuhl und stierte ins Leere. Tom Sullivan mußte Sukos Schritte gehört haben, dennoch schaute er nicht auf, sondern blieb sitzen.

Suko stoppte vor ihm. Auch jetzt regte sich Sullivan nicht. Sein graues Haar war nach vorn gefallen und hing über der Stirn wie ein Vorhang.

»Wo sind sie?« fragte Suko.

»Ich weiß es nicht!« hörte er die tonlose Antwort.

»Aber sie waren da?«

»Ja, der Mann und die Frau. Sie zog die drei Särge hinter sich her. Zwei waren belegt, als sie hereinkam. Den dritten hatte sie für mich bestimmt. Aber ich sitze hier.«

»Ist der Sarg leer geblieben?«

»Nein.« Sullivan schüttelte leicht den Kopf. »Er hat einen anderen Gast bekommen, den Blonden.«

Suko ballte die rechte Hand zur Faust und schluckte. Seine Ahnung hatte ihn nicht getrogen. Trotz aller Eile war er zu spät gekommen. Durch die offene Tür fiel das Tageslicht in einem breiten Streifen und ließ auch die Spuren erkennen, die sich auf dem Boden abzeichneten. Es waren Schleifspuren. Die Särge hatten sie hinterlassen. Drei Streifen wirkten im Staub wie hingepinselt.

»Sie haben also die Hütte verlassen?« fragte Suko.

»Ja.«

»Und wo sind sie hin?«

Tom Sullivan hob die Schultern. »Sie gingen nach draußen. Dann sah ich sie nicht mehr.«

Suko packte den Maler an der linken Schulter und schüttelte ihn durch. »Was heißt das, Sie sahen ihn nicht mehr?«

»Sie waren plötzlich weg. Sie gingen in das grüne Licht und lösten sich auf.«

Sukos Hand rutschte wieder ab. Tom Sullivan brauchte nichts mehr zu sagen. Er wußte auch so Bescheid. Jarveena war mit ihrer Beute dorthin zurückgekehrt, wo sie auch hergekommen war.

Nach Aibon…

***

In diesem Land befand auch ich mich!

Noch immer lag ich innerhalb meines dickwandigen gläsernen Gefängnisses. Und ich lebte.

Das Überschreiten der Weitengrenzen hatte so gut wie keine Zeit gekostet. Alles war nahtlos ineinander übergegangen, aber die Umgebung hatte sich verändert. Ich war davon ausgegangen, daß mich Jarveena in den Teil des Landes verschleppen würde, in dem das Grauen herrschte. Ich irrte mich. Es umgab mich eine wunderschöne waldreiche Gegend, so wie ich Aibon oft genug erlebt hatte.

Nur die Särge mit den beiden Toten paßten nicht hinein.

Noch bekam ich Luft, aber ich merkte inzwischen doch, wie sehr sie sich verbraucht hatte. Wenn ich einatmete, hatte ich das Gefühl, sie trinken zu können. Sie war anders geworden. Irgendwie schmeckte sie nach Salz und Schweiß.

Der Atem und die Körperausdünstungen hatten die Wände von innen beschlagen lassen, so daß mein Blick nicht unbedingt zu allen Seiten hin klar und frei war.

Aber ich sah Jarveena. Sie hatte die Seile fallen gelassen und umschritt die drei Särge. Manchmal konnte ich ihr Gesicht erkennen. Noch immer lächelte sie. In ihren Augen stand dabei ein Glanz, der mich abstieß. Er war kalt und metallisch zu nennen, als hätte sie ihre grausame Rache endlich erfüllt.

Auf dem Rücken zitterten die Flügel wie dünnes Glas, wenn sie ging. In der Hütte hatte sie zu mir nicht gesprochen, als ich im Sarg lag. Jetzt erhob sie ihre Stimme, die selbst durch das dickwandige Glas des Sargs drang.

»Wir sind hier in meiner Heimat«, erklärte sie mir. »Hier an diesem Ort hat alles begonnen. Hier fand ich meine toten Eltern, die von drei Menschen getötet wurden, weil Guywano es so wollte. Aber er hat unser Land nicht bekommen, wir holten es uns wieder zurück. Doch

die Flamme der Rache brannte in meinem Herzen weiter. Ich holte mir die Männer, und ich werde mir auch noch den letzten holen, damit du zuschauen kannst, wie er stirbt.« Sie hob die Hand und winkte mir zu.

»Ich werde jetzt gehen. Wenn ich zurückkehre, wirst du vielleicht tot sein. So genau kann ich das nicht sagen. Du hättest meine Warnung befolgen und dich nicht einmischen sollen. So aber wird Aibon für dich zu deinem Grab werden…«

Nach diesen Worten schritt sie davon. Ich sah noch das grüne, wolkenartige Flimmern, dann war die schöne und doch so grausame Jarveena verschwunden.

Ich aber lag in einem gläsernen Sarg und wartete auf mein Ende…

***

Auch Suko wartete!

Er wußte nur nicht genau, worauf. Vielleicht auf ein Wunder oder auf die Rückkehr seines Freundes John Sinclair. So genau wußte er das selbst nicht zu sagen.

Er hatte die Hütte des Malers verlassen, war vor der Tür stehengeblieben und starrte über die kleine Insel. Der Fluß rauschte. Seine Wassermassen schoben sich schmatzend durch das Bett. Ausläufer der Wellen erreichten den toten Arm und klatschten zu beiden Seiten gegen die Ufer.

Alles war so normal.

War auch der Tod normal?

Suko spürte das Kratzen in der Kehle. Er dachte nicht nur an seinen Freund, auch an seine Partnerin Shao, die ein böses Schicksal von seiner Seite weggerissen hatte.

Sie befand sich ebenfalls in einer anderen Welt, in einer fremden Zeit und war zu einem Phantom geworden. Lange, sehr lange hatte er von ihr nichts mehr gehört.

Wenn es John Sinclair jetzt auch noch erwischte, stand er allein da. Sollte er dann noch weitermachen?

Suko wußte sich keinen Rat, wie er das Schicksal seines Freundes beeinflussen konnte. Es war von einer anderen Seite geschrieben worden, darauf hatte er leider keinen Einfluß.

Ein Geräusch riß ihn aus seinen Gedanken. Es war in der Hütte aufgeklungen, und Suko hörte die Stimme des Malers.

»Nein, wieso…?«

Eine andere Stimme antwortete. Glockenhell und trotzdem drohend klingend. »Du warst der dritte Mörder! Ich werde dich ebenfalls holen. Ich muß mein Versprechen einlösen.«

Da stand Suko bereits in der Holzhütte. Seine Stimme füllte das Innere aus, als er sagte: »Gar nichts wirst du holen, verstanden? Ich

diktiere die Bedingungen!«
Bei diesen Worten hatte er seine Dämonenpeitsche gezogen!

***

Aibon war das Paradies der Druiden. Aibon war der Platz, wo man in Frieden lebte, wenn sich derjenige, der es wollte, auch auf der richtigen Seite befand.

Aibon war so wunderbar - und dennoch tödlich!

Ich sollte hier sterben, elendig ersticken. Alles wies darauf hin, daß es für mich kein Entkommen gab.

Dieses Land war die letzte Station in meinem Leben. Eingeschlossen in einem gläsernen Sarg, wartete ich voller Bangen und Angst auf mein Ende.

Die Luftknappheit wurde lebensbedrohend. Jeder Atemzug entwickelte sich zu einer Qual.

Manchmal hatte ich schon das Gefühl, ersticken zu müssen.

Ich konnte nicht mehr ruhig liegenbleiben, wälzte mich von einer Seite auf die andere, stieß dabei gegen die Glaswände, und der Sarg begann ebenfalls zu schwanken, aber er kippte nicht um. Seine Stellfläche war einfach zu breit.

Einige Male hatte ich versucht, den Deckel in die Höhe zu wuchten. Es war vergeblich gewesen.

Wieder holte ich verzweifelt Luft. Den Tod hatte ich bereits vor Augen.

Es war unvorstellbar, die Qualen, die ich erlitt, unbeschreiblich. Manchmal fand ich mich nicht mehr zurecht. Der Mangel an Luft gaukelte mir Bilder vor, die nicht vorhanden waren.

Ich erinnerte mich wieder an Szenen aus der Vergangenheit, wie ich begraben worden war. Damals war noch die Dunkelheit hinzugekommen. Hier sah ich die frische, herrliche Natur um mich herum und starb trotzdem.

Dies war noch schlimmer als damals in der tiefen Finsternis.

Keuchende und ächzende Laute drangen an meine Ohren. Ich stieß sie aus, und sie erfüllten das Sarginnere.

Angst peitschte weiter in mir, beeinträchtigte mein Denken, so daß ich hin und wieder in Lethargie fiel. Die Luft war fast völlig verbraucht.

Dann wollte ich schreien.

Vielleicht hörte mich jemand. Die Kraft aber, um überhaupt einen Schrei auszustoßen, besaß ich einfach nicht. Es wurde nur ein Wimmern daraus, das durch das Dunkel des nahenden Todes drang und mir fremd vorkam, obwohl ich es schon gehört hatte.

War es noch ein Wimmern?

Irgendwann, vor langer Zeit. Ich konnte mich nicht mehr daran

erinnern. Aber es war mir bekannt.

Schatten fielen über mich. Vorboten des ewigen Schlafs, der mich in die Dunkelheit reißen würde.

Das Totenreich lockte, die Melodie aber blieb. Die Schatten über mir bewegten sich. Hörte ich Stimmen?

Noch immer klang die dünne, fast wehmütig anmutende Melodie an meine Ohren. Ich wollte ein letztes Mal schreien, riß den Mund weit auf, aber dazu kam es nicht mehr.

Ich schrie nicht, etwas anderes trat ein.

Ich atmete.

Und ich hörte jemand meinen Namen sprechen. »John Sinclair…«

Dann wußte ich nichts mehr!

***

Blitzschnell war der Kreis geschlagen. Die drei Riemen rutschten aus der Peitschenöffnung hervor.

Suko hatte die Dämonenpeitsche schlagbereit gemacht.

Jarveena schaute ihn an. Ihre dunklen Augen zeigten eine gletscherartige Kälte. Die Lippen lagen zusammengepreßt. Nichts zuckte in ihrem Gesicht, und Suko schüttelte den Kopf, als er noch näher auf die Rächerin aus Aibon zuging.

»Nichts wirst du«, sagte er. »Gar nichts. Hast du verstanden? Du wirst keinen Menschen mehr töten. Das erlaube ich dir nicht. Ich werde das Heft in die Hand nehmen.«

Jarveena lachte schrill auf. »Du wagst es, dich gegen mich aufzulehnen? Du?«

»Ja, ich.«

»Nein, das darf nicht wahr sein! Ein, Mensch will gegen mich angehen. Wie begründest du diesen Größenwahn? Sag es mir!«

»Es ist genug gemordet worden! Irgendwann muß einmal Schluß sein! Hast du verstanden?«

»Mein Auftrag ist noch nicht erfüllt.«

»Wo befindet sich John Sinclair?«

»Ich habe ihn in den Sarg gelegt und mit nach Aibon genommen. Dort wird er sterben. Und ich werde auch den letzten der drei Mörder mitnehmen. Niemand kann mich daran hindern.«

Suko startete genau im richtigen Augenblick. Er spürte die sich plötzlich aufbauende Magie und sprang in diesen unsichtbaren Kreis hinein, um ebenfalls von ihm erfaßt zu werden.

Jarveena konnte nicht mehr zurück. Mit der freien Hand umschlang Suko sie, er hörte noch den Ruf des Malers, dann erfaßte ihn der Sog, der ihn und Jarveena in die andere Welt mitriß…

***

Nicht Suko schrie, sondern Jarveena!

Es war kein Schrei der Freude, kein Ruf des Triumphs, sondern ein Ausdruck tiefster Enttäuschung.

Suko sah auch den Grund!

Sie waren zusammen im Paradies der Druiden gelandet und befanden sich dort, wo die drei Särge standen.

Einer war offen. Und in ihm lag John Sinclair. Suko hatte nur Augen für ihn, er sah die umstehenden Personen nicht, unter denen sich auch ein Mann mit brandroten Haaren befand, der in Aibon als der rote Ryan und als Flötenspieler bekannt war.

Vergessen war auch Jarveena. Suko fiel neben dem Sarg in die Knie, er hatte nur Augen für John Sinclair.

Und ich sah ihn.

Zuerst wollte ich es nicht glauben, bis Suko seinen Mund zu einem Lächeln verzog und mich fragte:

»Was machst du nur für Sachen?«

Antworten konnte ich nicht. Suko sah, daß ich mich hochstemmen wollte und half mir.

Er hob mich aus dem gläsernen Sarg und setzte mich hin, bevor er die beiden anderen Särge öffnete.

Ich schaute auf diejenigen, die mich befreit hatten. Die rothaarige Gestalt kannte ich gut. Ihr Flötenspiel hatte mich erreicht. Der rote Ryan aber war nicht allein gekommen. Er hatte die »Trooping fairies« mitgebracht, die so etwas wie Soldaten in diesem Land waren. Sie saßen auf kleinen Pferden, besaßen dünne Flügel und hatten Jarveena eingekreist.

Die »Trooping fairies« sprachen nicht mit ihr. Sie standen da und schauten sie an, aber Jarveena wußte genau, was die Stunde geschlagen hatte. Das las sie in ihren Blicken.

»Ihr… ihr könnt nicht über mich richten!« schrie sie plötzlich. »Nein, das könnt ihr nicht. Ihr habt kein Recht, mich zu töten…«

»Hattest du ein Recht zu morden?« fragte sie der rote Ryan.

»Ja, sie brachten meine Eltern um.«

Ryan nickte. »Das stimmt. Es war schlimm genug. Aber wir haben die Rache nicht auf unsere Fahnen geschrieben. Auch in Aibon gibt es viel Unrecht, leider. Nur soll es nicht von uns begangen werden und niemals von einem Trooping fairy. Du aber hast dieses Gesetz gebrochen. Deshalb werden wir dich strafen.«

Jarveena schaute sich um. Von keinem bekam sie Hilfe. Die Gesichter der »Trooping fairies« blieben ausdruckslos. »Was… was habt ihr denn mit mir vor?«

Abermals gab der rote Ryan die Antwort. »Wir werden dich nicht töten, aber wir werden dich bestrafen. Du wirst von uns in die Verbannung geschickt.«

Angst und Entsetzen malte sich auf Jarveenas Gsicht ab. Sie wußte

wohl, was das bedeutete, denn sie fiel auf die Knie und bettelte um Vergebung.

Die gewährte der rote Ryan nicht.

Statt dessen bekamen mehrere »Trooping fairies« ein Zeichen, und sie wußten sofort, was sie zu tun hatten. Kaum ein Geräusch war zu hören, als sie sich Jarveena näherten, sie packten und in die Höhe zogen.

Dann ritten sie mit ihr weg.

Ich hörte Jarveena schreien, flehen und betteln. »Nein, nicht zu ihm. Nicht in sein Reich, nein…«

Der rote Ryan kam auf mich zu. Er sah wieder fast so aus wie die Gestalt des Papageno aus der Zauberflöte. Sehr bunt mit viel Grün war er gekleidet. Sein Haar leuchtete wie erstarrtes Feuer.

»Willst du wissen, wohin Jarveena gebracht wird?«

»Ja.«

»In Guywanos Reich.«

Ich atmete tief die reine Luft dieses doch herrlichen Landes ein. »Wird sie dort sterben?«

Der rote Ryan hob die Schultern. »Niemand weiß es. Aber manchmal kann der Tod gnädiger sein.«

Für ihn war die Sache damit erledigt. Er wandte sich einem anderen Thema zu. »Ihr beide gehört nicht in unsere Welt, aber laßt die zwei Toten hier. Wir werden ihnen einen Platz geben. Ihr aber müßt zurück in eure Welt…«

Der rote Ryan hatte das Wort Welt kaum ausgesprochen, als seine Gestalt zerfloß. Dafür vernahm ich das Flötenspiel, das Suko und mich auf unserer kurzen Reise begleitete und erst verstummte, als wir wieder die Bohlen der Holzhütte unter unseren Füßen spürten und von Tom Sullivan angestarrt wurden, als wären wir von den Toten auferstanden.

»Wo kommt ihr denn her?« fragte er.

»Von drüben«, sagte Suko.

Sullivan starrte mich an. »Und Sie liegen nicht mehr im Sarg?«

»Nein, wie Sie sehen.«

Er fuhr durch sein Haar. »Ich begreife das nicht mehr«, flüsterte er, »ich begreife überhaupt nichts.«

Plötzlich fing er an, laut zu lachen. Doch in seiner Lache steckte bereits der Irrsinn.

»Was machen wir mit ihm?« fragte mich Suko.

»Nichts«, sagte ich.

»Er ist ein Mörder!«

»Ja, aber ich finde, man hat ihn genug bestraft. Und getötet hat er nicht in dieser Welt.«

»Du hast recht, John.« Suko schüttelte den Kopf. »Hat es diese

Jarveena wirklich gegeben?« fragte er.

»Bestimmt. Obwohl sie mir inzwischen schon vorkommt wie ein weit entfernter Traum.«

»Aber ein böser.«

»Da hast du recht, Suko…«

ENDE